

Gert Albert
Steffen Sigmund (Hrsg.)

Soziologische Theorie kontrovers

Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie
Sonderheft 50/2010

Sonderhefte
Begründet durch René König



5. Kollektives Wissen und epistemisches Vertrauen: der Ansatz der Sozialen Erkenntnistheorie

POSITION

KOLLEKTIVES WISSEN UND EPISTEMISCHES VERTRAUEN

Der Ansatz der Sozialen Erkenntnistheorie*

Michael Baurmann

Zusammenfassung: Das Forschungsprogramm der „Sozialen Erkenntnistheorie“ hat sich vor dreißig Jahren aus einer Kritik an der philosophischen Erkenntnistheorie entwickelt und sich seitdem eines kontinuierlich anwachsenden Interesses erfreut, bislang allerdings vorwiegend unter Philosophen. Die Soziale Erkenntnistheorie bietet aber auch fruchtbare Anschlussmöglichkeiten für die Sozialwissenschaften, insbesondere für die Wissenssoziologie. Als gemeinsamer Gegenstand und Fokus für Philosophie und Sozialwissenschaften bietet sich dabei die Analyse epistemischen Vertrauens an: Vertrauen kommt eine Schlüsselrolle bei der Akzeptanz und Verbreitung von Informationen und Wissen zu. In den Sozialwissenschaften haben Theorien und empirische Studien zu den sozialen Funktionen von Vertrauen seit längerer Zeit Konjunktur. Die epistemische Rolle des Vertrauens wurde dabei allerdings vergleichsweise wenig thematisiert. Auf diesem Feld eröffnen sich deshalb gute Chancen für eine wissenschaftliche Kooperation und interdisziplinäre Zusammenarbeit zum gegenseitigen Nutzen.

I. Soziale Erkenntnistheorie: Wissen aus zweiter Hand

1. Einleitung: individuelles und kollektives Wissen

Das Forschungsprogramm der „Sozialen Erkenntnistheorie“ hat sich vor dreißig Jahren aus einer Kritik an der philosophischen Erkenntnistheorie entwickelt und sich seitdem eines kontinuierlich anwachsenden Interesses erfreut, bislang allerdings vorwiegend unter Philosophen (vgl. Goldman 1978, 1986, 1987, 1999; Hardwig 1985; Fuller 1988; Coady 1992; Matilal und Chakrabarti 1994; Schmitt 1994, 1995). Die Soziale Erkenntnistheorie bietet aber auch fruchtbare Anschlussmöglichkeiten für die Sozialwissenschaften, insbesondere für die Wissenssoziologie. Für die Wahrnehmung dieser Möglichkeiten soll im Folgenden geworben werden.

* Ich danke der Stiftung Alfred Krupp Kolleg Greifswald dafür, dass ich meine Beiträge während eines Fellowships am Krupp Wissenschaftskolleg in Greifswald fertigstellen konnte.

Ausgangspunkt der Sozialen Erkenntnistheorie ist die elementare Tatsache, dass der weit überwiegende Teil des Wissens, über das Individuen verfügen, nicht aus erster Hand stammt und aufgrund eigener Erfahrungen und Wahrnehmungen erworben wird, sondern aufgrund von Informationen, die von anderen Quellen bezogen werden: Das individuelle Wissen über die Welt geht zum allergrößten Teil zurück auf die Zeugnisse anderer. Die Abhängigkeit von dem Zeugnis anderer ist dabei eine starke Abhängigkeit in dem Sinne, dass die Rezipienten in der überwiegenden Zahl der Fälle die Wahrheit des Zeugnisses nicht selber überprüfen können. Der Grund dafür ist zum einen ein *Ressourcenproblem*: Der Einzelne hat einfach nicht die Zeit und die Möglichkeiten, sich über die Zuverlässigkeit aller Informationen ein eigenes Urteil zu bilden. In Gesellschaften mit einer signifikanten epistemischen Arbeitsteilung zwischen Experten und Laien kommt ein *Kompetenzproblem* dazu: Als Laie fehlen einem die besonderen Kenntnisse und Fähigkeiten des Experten, wenn man den Wahrheitsgehalt seiner Informationen überprüfen will.

Das Kompetenzproblem ist auch und vor allem in der modernen „Wissensgesellschaft“ omnipräsent. Die Individuen sind in einer solchen Gesellschaft in überwältigendem Maße von dem Wissen von Experten und Spezialisten abhängig, deren Qualifikationen und Kompetenzen sie als Laien nicht unmittelbar bewerten können. Sie verlassen sich nicht nur auf die Auskünfte von Ärzten, Rechtsanwälten, Ökonomen, Physikern, Ingenieuren, Meteorologen oder Historikern, sondern orientieren sich auch an der Autorität von Politikern, Kirchenvertretern oder gesellschaftlichen Meinungsführern in politischen, moralischen oder weltanschaulichen Fragen. Die Abhängigkeit von externen Quellen sowie insbesondere von epistemischen Autoritäten mit einem Spezialwissen ist eine unvermeidbare Folge der immer weiter fortschreitenden kognitiven Arbeitsteilung und Differenzierung (vgl. Kitcher 1990). Experte ist man höchstens in einem sehr kleinen Ausschnitt des kollektiven Wissens, die meiste Zeit und in den meisten Bereichen sind *alle* Menschen Laien: „Die relative Unwissenheit über das – für relevant und wissenswert erachtete – Weltgeschehen ist in der wissenschaftlich-technischen Zivilisation unvergleichlich viel größer und weiter verbreitet als in früheren Zeiten“ (Weiß 2006: 19). Man kann es tatsächlich als ein „Paradox des Wissens“ bezeichnen, dass Individuen umso weniger wissen desto mehr sie als Kollektiv wissen – ein Phänomen, das bereits Max Weber in einer berühmten Passage als unausweichliche Konsequenz der „Entzauberung der Welt“ durch Wissenschaft beschrieb (Weber 1922: 593 f.).

2. Soziale Erkenntnistheorie aus philosophischer Perspektive

Auf dem Hintergrund dieser Diagnose der epistemischen *conditio humana* stehen im Mittelpunkt der philosophischen Tradition der Sozialen Erkenntnistheorie normative Fragen: Wie lassen sich Überzeugungen *rechtfertigen*, die nicht auf eigene Erfahrungen und Informationen zurückgehen, sondern auf die Zeugnisse anderer? Wie kann durch Zeugnisse *Wissen* erworben werden, wenn Wissen aus wahren und gerechtfertigten Überzeugungen besteht und man die Wahrheit übermittelter Informationen nicht selber überprüfen kann? Und wie können *Laien* die Kompetenz und das Spezialwissen

von *Experten* beurteilen, wenn Laien über diese Kompetenz und dieses Spezialwissen nicht selber verfügen?

Grundlegend für eine philosophische Theorie des Zeugnisses ist das Problem, ob der Glaube an die Wahrheit von Zeugnissen in letzter Instanz auf eine von Zeugnissen unabhängige Basis gestützt werden kann. Der „reduktionistischen“ Sichtweise zufolge ist das möglich. Eine Rechtfertigung zeugnisbasierter Überzeugungen lässt sich demnach auf Überzeugungen zurückführen, die ihre Rechtfertigung aus anderen Quellen beziehen. Eine solche reduktionistische Position wurde von David Hume vertreten. Nach seiner Ansicht ist der Glaube an die Wahrheit eines Zeugnisses nur dann gerechtfertigt, wenn der Rezipient des Zeugnisses induktive Gründe für die Annahme hat, dass entweder Menschen im Allgemeinen oder bestimmte Zeugen im Besonderen glaubwürdig und zuverlässig sind. Thomas Reid hat dagegen bereits zu Humes Lebzeiten den Reduktionismus abgelehnt. Er war der Auffassung, dass ein generelles Vertrauen in Zeugnisse als selbständiges und fundamentales epistemisches Prinzip gerechtfertigt ist und nicht erst aus Überzeugungen abgeleitet werden muss, die sich aus unabhängigen Wahrnehmungen und Erfahrungen ergeben.

Bis heute spielt die Debatte zwischen „Reduktionismus“ und „Anti-Reduktionismus“ in der philosophisch ausgerichteten Sozialen Erkenntnistheorie eine zentrale Rolle (vgl. etwa Coady 1992; Burge 1993; Lackey 2006). Im Kern geht es weiterhin um die Frage, ob der mit „Wissen“ verbundene Rechtfertigungsanspruch im Fall von Zeugnissen dadurch eingelöst werden muss, dass die Zuverlässigkeit von Zeugen jeweils mit unabhängigen Gründen belegt wird, oder ob eine „Beweislastumkehrung“ ausreicht, wonach Rezipienten solange das epistemische Recht haben, von der Zuverlässigkeit beliebiger Zeugen auszugehen, solange keine außergewöhnlichen Umstände vorliegen. In den aktuellen philosophischen Debatten wird in diesem Zusammenhang den speziellen Problemen in der Beziehung zwischen Laien und Experten eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet (vgl. Kitcher 1991; Goldman 2001; Coady 2006).

3. Soziale Erkenntnistheorie aus sozialwissenschaftlicher Perspektive

In den Sozialwissenschaften sind die sozialen Dimensionen des Wissens bislang vor allem Gegenstand der Wissenssoziologie. Anders als die Soziale Erkenntnistheorie befasst sich die traditionelle Wissenssoziologie aber vorrangig mit den sozialen Determinanten und der gesellschaftlichen Bedingtheit des *Inhalts* von Wissens- und von Glaubenssystemen. Der Begründer der Wissenssoziologie, Karl Mannheim, wollte die generelle „Seinsverbundenheit“ des Wissens aufdecken, die Abhängigkeit von Theorien und kognitiven Kategorien von der sozialen Realität und von gesellschaftlichen Prozessen. Heute ist an die Stelle der antiquierten Vokabel von der Seinsverbundenheit des Wissens die Annahme von der „sozialen Konstruktion“ aller Erkenntnisse getreten. Den Prinzipien dieser „Konstruktion“ geht man in allen Kontexten nach, in denen Wissen erzeugt wird: angefangen vom Alltag der Bürger (vgl. Berger und Luckmann 1969) über die professionelle Praxis von Experten (vgl. Honer und Maeder 1994) bis hin zu den Laboratorien der Wissenschaftler (vgl. Knorr-Cetina 2002). Die Untersuchung der Beziehungen zwischen der Gesellschaft und der „Konstitution von Wissen“ konzentriert

sich aber auch unter dieser Perspektive auf die „Produktionsseite“ des Wissens, nicht auf seine „Konsumtionsseite“ (Stehr und Meja 2005: 11).

Mittlerweile hat sich die Wissenssoziologie thematisch immer weiter aufgefächert.¹ Zu ihren Gegenständen gehören die Institutionalisierungsprozesse der Wissenschaft, die Eigenschaften und Probleme einer „Wissensgesellschaft“, die soziale Verteilung von Wissen angesichts der immer weiter zunehmenden Spezialisierung und Professionalisierung sowie die gesellschaftliche Rolle von Experten und Spezialisten und ihre Beziehung zu Laien. Weniger Aufmerksamkeit gilt aber weiterhin der „Konsumtionsseite“ des Wissens: einer systematischen und genauen Analyse des Wissenstransfers an diejenigen, die dieses Wissen nicht selber produziert haben. Eine solche Mikroanalyse würde nicht die Entstehung der Inhalte des Wissens in den Vordergrund stellen, sondern die Prozesse, die eine Weitergabe, Verbreitung und Akzeptanz von Wissen vermitteln. Ohne ein Verständnis dieser Prozesse bleibt der Kern der Beziehung zwischen individuellem und kollektivem Wissen im Dunkeln. Das gilt insbesondere in der modernen Gesellschaft mit ihrer exponentiell zunehmenden Diskrepanz zwischen dem Wissen des Einzelnen und dem akkumulierten Wissen der Gesellschaft als Ganzer.

Zwar wird bereits in Berger und Luckmanns Klassiker der modernen Wissenssoziologie gebührend hervorgehoben, dass die „gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ auf einem Wissen beruht, das der Einzelne von „signifikanten Anderen“ mit einem teilweise esoterischen Expertenwissen übernimmt (Berger und Luckmann 1969: 81 ff., 139 ff.). Diese pauschal als „Internalisierungs-“ oder „Sozialisationsprozess“ etikettierte Übernahme der Weltansicht durch das Zeugnis anderer wird allerdings keiner differenzierten theoretischen Analyse unterzogen. Die Mechanismen, durch die sich „im Gespräch mit den [...] signifikanten Anderen“ eine unabänderliche Wirklichkeit „formt“ (170), und nach welchen Prinzipien der „gesellschaftliche Prozess der Wirklichkeitskonstruktion“ in der alltäglichen Lebenswelt funktioniert, wird nicht im einzelnen aufgedeckt. Genau diese Mechanismen und Prozesse und ihre soziale Verankerung sind im Fokus der Sozialen Erkenntnistheorie: Sie untersucht im Detail sowohl die allgemeinen Bedingungen, unter denen Wissen durch das Zeugnis anderer erworben wird, als auch die speziellen Bedingungen, unter denen Wissenstransfer bei Vorliegen von Kompetenzasymmetrien stattfindet.

Eine interdisziplinäre Kooperation in diesem Bereich muss allerdings berücksichtigen, dass die Problematik des Wissenstransfers aus einer philosophischen Perspektive anders thematisiert wird als aus einer sozialwissenschaftlichen. Mit einer sozialwissenschaftlichen Sicht ist zunächst einmal der Wechsel von einer *normativen* zu einer *deskriptiven* Fragestellung verbunden: Während es in der philosophischen Sichtweise um die Frage geht, unter welchen Bedingungen Überzeugungen gerechtfertigt werden können, die auf das Zeugnis anderer zurückgehen, und inwiefern demnach durch Zeugnisse genuines Wissen erworben werden kann, geht es aus einer sozialwissenschaftlichen Sichtweise um die Frage, unter welchen Bedingungen Überzeugungen faktisch entstehen, die auf das Zeugnis anderer zurückgehen – wobei die Frage, ob es sich bei diesen Überzeugungen unter epistemologischen Gesichtspunkten um „Wissen“ handelt, nur am Rande in den Blick kommt.

¹ Vgl. die zusammenfassenden Übersichten bei Stehr und Meja (2005) sowie Knoblauch (2005).

Trotzdem kann philosophische und sozialwissenschaftliche Forschung in diesem Bereich kooperieren und sich wechselseitig nützen: Normative, philosophisch begründete epistemische Prinzipien liefern Sozialwissenschaftlern Wertorientierungen und Relevanzrahmen, die aufklärungswürdige empirische Fragestellungen auszeichnen. Philosophische Theorien der epistemischen Rechtfertigung können von Sozialwissenschaftlern darüber hinaus als idealtypische Modelle verwendet werden, die ihnen bei der Interpretation und empirischen Analyse beobachtbarer Verhaltensweisen als Heuristiken und Vergleichsmaßstäbe dienen. Auf der anderen Seite sind normative Argumente und Begründungen von Philosophen substanziell abhängig von empirischen Erkenntnissen. Sozialwissenschaftliche Studien über die Bedingungen, unter denen in verschiedenen Kontexten Informationstransfers tatsächlich stattfinden, decken die empirischen Restriktionen für die Beteiligten und ihre Erkenntnismöglichkeiten auf und ermöglichen dem Philosophen, die externen Schranken epistemischer Urteilsbildung angemessen zu berücksichtigen. Darüber hinaus erlaubt ein Wissen über die dabei faktisch leitenden epistemischen Regeln, normative Theorien und idealisierte Prinzipien mit dem realen Verhalten von Rezipienten zu vergleichen und kann so vor einem unfruchtbaren Modellplatonismus bewahren.

Die Aussichten für eine interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen einer normativ-philosophischen und einer deskriptiv-sozialwissenschaftlichen Sozialen Erkenntnistheorie verbessern sich weiter, wenn Sozialwissenschaftler mit einem Rationalen-Akteur-Ansatz arbeiten. Sozialwissenschaftliche Theorien in dieser Tradition versuchen, soziale Tatsachen und Entwicklungen als aggregierte Ergebnisse rationalen individuellen Handelns zu erklären. Verfolgt man ein solches Forschungsprogramm im Gegenstandsreich der Sozialen Erkenntnistheorie, dann ist es das Ziel, Prozesse des Informationstransfers und daraus resultierende Überzeugungen auf rationale Entscheidungen und Handlungen der beteiligten Individuen zurück zu führen.² Gelingt eine solche rationale Erklärung, werden die Erkenntnisse sozialwissenschaftlicher Theoriebildung für die normativen Interessen von Philosophen unmittelbar relevant: Wenn ein Sozialwissenschaftler empirisch plausibel machen kann, dass in einer bestimmten Situation der Glaube an die Wahrheit einer durch Zeugnis übermittelten Information auf rationalen Einstellungen und Verhaltensweisen beruht, dann kommt er damit einem philosophischen Begriff rationaler Rechtfertigung sehr nahe. Und umgekehrt gilt ebenfalls, dass eine philosophische Rechtfertigung für bestimmte epistemische Strategien von Sozialwissenschaftlern als Hypothese für eine rationale Erklärung verwendet werden kann.

Die genaue Beziehung zwischen einem sozialwissenschaftlichen Begriff rationalen Handelns und Entscheidens und einem philosophischen Begriff rationaler Rechtfertigung ist freilich selber klärungsbedürftig. Die Kriterien für rationale Meinungsbildung können in einem sozialwissenschaftlichen Kontext nicht einfach von den Standards der philosophischen Erkenntnistheorie übernommen werden. Sie müssen auf der Basis einer pragmatischen „Street-level Epistemology“ (Hardin 1992) entwickelt werden, die zu klären versucht, wie Individuen als Laien ihre persönlichen Kenntnisse über die Welt auf der Grundlage heuristischer Prinzipien und ihres Commonsense erwerben. In diesem Kontext erhält der Begriff der „rationalen Begründung“ eine strikt subjektive

² Im Rahmen einer ökonomischen Theorie des Wissens verfolgt Russell Hardin einen solchen Ansatz in seinem neuen Buch (Hardin 2009).

Bedeutung. Die Tatsache, dass es für ein Individuum von seinem subjektiven Standpunkt aus rational gerechtfertigt sein mag, an die Wahrheit einer bestimmten Behauptung zu glauben, impliziert dann nicht, dass diese Behauptung auch von einem intersubjektiven Standpunkt aus als rational gerechtfertigt und wahr gelten muss (vgl. Lehrer 1994).

Zahlreiche Vertreter der „neuen“ Wissenssoziologie gehen noch einen entscheidenden Schritt weiter und preisen den gänzlichen Verzicht auf die Suche nach einem objektiven Standpunkt und „die entschlossene Übernahme der relativistischen Konsequenzen“ (Tänzler 2006: 325). Es wird als eine besonders wertvolle Errungenschaft des „konstruktivistischen“ Ansatzes gesehen, dass er normative Fragen nach den Maßstäben für Objektivität und Wahrheit für obsolet erklärt und ersetzt durch die Untersuchung der faktischen Bedingungen, unter denen sich Überzeugungen über Objektivität und Wahrheit in der sozialen Realität herausbilden. Sofern die Soziale Erkenntnistheorie überhaupt in den Blick kommt, wirft man ihr vor, dass sie diesen „methodologischen Agnostizismus“ nicht mit vollzieht (Knoblauch 2005: 343).

Mit einem demonstrativen Relativismus und Agnostizismus beraubt sich die Wissenssoziologie aber eines wichtigen Potenzials: Sie ist auf der Basis dieser Selbstbeschränkung nicht in der Lage, einen Beitrag zu der praktisch wichtigen Frage zu liefern, welche gesellschaftlichen Bedingungen die Produktion und Distribution von intersubjektiv überprüfbareren Erkenntnissen und validem Wissen fördern und welche Bedingungen „epistemische Effizienz“ verhindern oder gefährden. Es handelt sich dabei um Fragen, die für das institutionelle Design und die soziale Einbettung der Wissensproduktion und -verbreitung gerade in der modernen Gesellschaft mit ihrer enormen Kluft zwischen Spezialwissen und Allgemeinwissen von entscheidender Bedeutung sind. Wenn aber wissenssoziologische Theorien aufgrund ihres relativistischen Glaubensbekenntnisses keinen substantiellen epistemischen Unterschied machen können zwischen der „gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ in einer Subkultur von Astrologen, Wunderheilern, Scientologen oder Fundamentalisten einerseits und innerhalb der kompetitiven Institutionen der Wissenschaft und einer demokratischen Öffentlichkeit andererseits, dann verabschiedet sie sich als ein relevanter Gesprächspartner in dem praktischen Diskurs über die normativ wünschenswerten Rahmenbedingungen für die Produktion und Distribution von Wissen. Auch in dieser Hinsicht kann man deshalb von der Sozialen Erkenntnistheorie und ihrem normativen Anspruch lernen (vgl. Kitcher 1993). Nur mit einem solchen Anspruch kann man ein „veritistisches“ Programm unterstützen, dessen Ziel nicht nur die deskriptive Analyse und Erklärung epistemischer Prozesse und ihrer gesellschaftlichen Determinanten ist, sondern ihre Verbesserung und Optimierung im Dienste der Wahrheitssuche und Wissenserweiterung: „Under veritism we are asked to select the social practices that would best advance the cause of knowledge“ (Goldman 1999: 79).

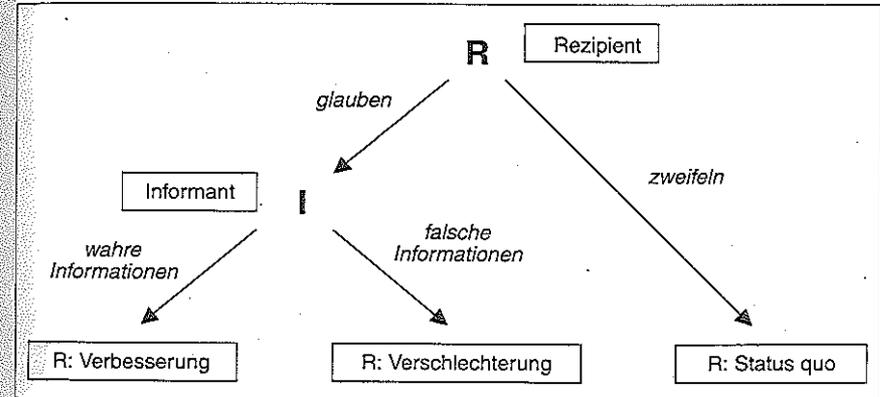
II. Individuelles Wissen durch epistemisches Vertrauen

Als gemeinsamer Gegenstand für eine interdisziplinäre Kooperation zwischen Philosophie und Sozialwissenschaften bietet sich im Bereich der Sozialen Erkenntnistheorie eine Analyse *epistemischen Vertrauens* an: Vertrauen kommt sowohl aus philosophischer

als auch sozialwissenschaftlicher Sicht eine Schlüsselrolle bei der Informationsvermittlung durch Zeugnis zu: Ohne Vertrauen der Rezipienten in bestimmte Informationsquellen können Überzeugungen, die auf dem Zeugnis anderer beruhen, *weder* gerechtfertigt *noch* erklärt werden – das gilt für jede Art der Informationsübertragung, nicht nur zwischen Experten und Laien. Epistemisches Vertrauen verbindet die „Produktionsseite“ des Wissens mit der „Konsumtionsseite“. Denn auch die Existenz effizienter Institutionen kollektiver Wissensproduktion garantiert keineswegs automatisch, dass Menschen, die unter diesen Institutionen leben, von der Qualität dieser Institutionen überzeugt sind und das von ihnen bereitgestellte Wissen auch übernehmen. Damit die Mitglieder einer Gesellschaft das vorhandene kollektive Wissen nutzen können, ist es nicht nur notwendig, dass Personen und Institutionen vorhanden sind, die Wissen produzieren, sondern es ist auch notwendig, dass diese Personen und Institutionen als zuverlässig betrachtet werden und ihren Zeugnissen geglaubt wird. In den Sozialwissenschaften haben Theorien und empirische Studien zu den sozialen Funktionen von Vertrauen seit längerer Zeit Konjunktur (vgl. Luhmann 1973; Gambetta 1988; Coleman 1990; Putnam 1992; Fukuyama 1995; Hardin 2002; Lahno 2002). Die epistemische Rolle des Vertrauens wurde dabei allerdings vergleichsweise wenig thematisiert.

In allgemeiner Form lässt sich die strategische Struktur eines Informationstransfers durch Zeugnis als Transaktion zwischen zwei Akteuren, einem Informanten und einem Rezipienten, modellieren:

Abbildung 1: Informationstransfer als Vertrauensproblem



Die sequenzielle Darstellung macht das kritische Problem für einen Rezipienten *R* deutlich. *R* kann einem Informanten *I* glauben oder *R* kann die Informationen von *I* bezweifeln. Wenn er die Informationen bezweifelt, bleibt er auf dem Status quo seines aktuellen Wissensstandes – unabhängig davon, ob die Informationen wahr oder falsch sind. Wenn *R* die Informationen glaubt und die Informationen sind wahr, dann verbessert er seine Situation verglichen mit dem Status quo. Allerdings kann *R* voraussetzungsgemäß die Wahrheit von *I*s Informationen selber nicht überprüfen. Falls er die Informationen glaubt, geht er deshalb das Risiko ein, dass er falsche Informationen erhält und sich seine epistemische Situation im Vergleich zum Status quo verschlechtert.

R macht sich in diesem Fall abhängig von der Glaubwürdigkeit von *I*. Der Anreiz, dieses Risiko einzugehen, ist der potenzielle Gewinn, den *R* durch verlässliche Informationen von *I* realisieren kann. Die möglichen Anreize von *I* sind in dieser Darstellung offen gelassen worden, weil sie mit dem jeweiligen Kontext erheblich variieren können.

Diese kurze Analyse zeigt, dass die grundlegende strategische Struktur eines Informationstransfers als „Vertrauensproblem“ charakterisiert werden kann (vgl. Hardwig 1991; Govier 1997: 51 ff.; Foley 2001). Ein Vertrauensproblem ist in Situationen verkörpert, in denen bestimmte Personen in ihrem Wohlergehen abhängig von anderen Personen sind, ohne dass sie die Handlungsweisen dieser Personen vollständig kontrollieren können (vgl. Lahno 2002: 25 ff.). „Vertrauen“ bedeutet unter dieser Bedingung, dass man das Risiko in einer solchen Konstellation akzeptiert und sich damit gegenüber anderen Personen verletzlich macht. Der Anreiz, ein solches Risiko zu akzeptieren, besteht darin, dass im Fall der Erfüllung des Vertrauens die Lage des Vertrauensgebers sich gegenüber dem Zustand verbessert, in dem er das Risiko des Vertrauens scheut.

Situationen mit Vertrauensproblemen sind universelle Elemente menschlicher Kooperation und ihre Struktur ist verantwortlich für den grundlegend dilemmatischen Charakter sozialer Ordnung. Die Tatsache, dass ein Vertrauensproblem auch bei einem Informationstransfer zwischen Rezipienten und Informanten vorliegt, zeigt, dass die Wissenserweiterung durch Zeugnis Element einer sehr viel umfassenderen Klasse von Situationen ist, die wesentlich für menschliche Interaktionen sind und gemeinsam die gleichen exemplarischen Eigenschaften aufweisen. Sie macht deutlich, dass die Fragestellungen der Sozialen Erkenntnistheorie signifikante Überschneidungen mit den Fragestellungen der sozialwissenschaftlichen Theorien und Forschungsprogrammen aufweisen, die sich seit etlichen Jahren mit der Struktur und den Anreizkonstellationen bei Vertrauensproblemen befassen, und dass sie in hohem Maße von diesen Theorien und Programmen profitieren kann.

Vertrauen muss auch im epistemischen Kontext kein „blindes“ Vertrauen sein, auch dann nicht, wenn der Rezipient den Wahrheitsgehalt einer Information nicht selber verifizieren kann. Es ist für einen Rezipienten vielmehr dann eine rationale Entscheidung, von der Wahrheit einer von ihm selber nicht überprüfaren Information auszugehen, wenn er die Vertrauenswürdigkeit eines Informanten unterstellen kann. Für epistemische Vertrauenswürdigkeit sind drei Klassen von Faktoren relevant:

1. *Kompetenz.* Zuverlässige und nützliche Informationen sind abhängig sowohl von den kognitiven und intellektuellen Fähigkeiten eines Informanten als auch von seinen externen Ressourcen, um Informationen in einem bestimmten Bereich zu beschaffen.
2. *Anreize.* Nutzen und Kosten, Lohn und Strafe, Anerkennung und Verachtung können Informanten motivieren, ihr kognitives Potential und ihre Ressourcen auszuerschöpfen, um zuverlässige und nützliche Informationen zu erwerben und ihr Wissen an andere weiterzugeben. Externe Anreize können aber auch dazu verleiten, sich opportunistisch zu verhalten, nachlässig zu recherchieren, Ressourcen zu missbrauchen und Rezipienten mit falschen oder irreführenden Informationen zu täuschen.
3. *Dispositionen.* Emotionale Bindungen der Solidarität, Sympathie und des Wohlwollens, die Internalisierung gemeinsamer sozialer Werte und Normen, moralische Tugenden und persönliche Integrität können Informanten dazu bewegen, sich für die

Interessen der Rezipienten einzusetzen und wertvolles Wissen und zuverlässige Informationen an sie zu vermitteln. Emotionale Aversionen, Abneigung und Hass, die Internalisierung abweichender Werte und Normen, moralische Defizite und persönliche Schwächen sind potentielle Gründe, Rezipienten zu täuschen und zu betrügen und falsches Zeugnis abzulegen.

Es ist für einen Rezipienten demnach dann eine rationale Entscheidung, von der Wahrheit einer von ihm selber nicht überprüfaren Information auszugehen, wenn er das Vorhandensein entsprechender Kompetenzen, Anreize und Dispositionen auf Seiten des Informanten unterstellen kann. Prinzipiell kann ein Rezipient das Vorliegen oder Fehlen dieser Tatsachen auch dann überprüfen, wenn er die Wahrheit der übermittelten Informationen selber nicht überprüfen kann.

Die Komplexität von Situationen, in denen ein Informationstransfer stattfindet, variiert freilich erheblich (vgl. Fricker 1994). Um die Zuverlässigkeit einer Auskunft über die Tageszeit zu beurteilen, benötigt man üblicherweise keine weitreichenden Erkenntnisse über die speziellen Kompetenzen, Anreize und Motive eines Informanten. Anders sieht es dagegen etwa im Fall von Zeugnissen wissenschaftlicher Experten und akademischer Autoritäten aus, deren besondere Qualifikationen ein Rezipient als Laie nicht ohne weiteres beurteilen kann. Hier existiert nicht nur die „normale“ Informationsasymmetrie zwischen Rezipienten und Informanten, sondern auch eine möglicherweise tief greifende Kompetenzasymmetrie. Viele Informationen stammen außerdem aus anonymen Quellen, bei denen ein Rückschluss auf die epistemische Vertrauenswürdigkeit der Informanten nicht oder nur sehr indirekt möglich ist. Die Schwierigkeiten bei der Überprüfung epistemischer Vertrauenswürdigkeit sind demzufolge stark von dem jeweiligen Kontext abhängig und entsprechend unterschiedlich sind die Anforderungen, mit denen der Rezipient konfrontiert ist. Wie diesen Anforderungen in unterschiedlichen Kontexten tatsächlich begegnet wird und wie sie gemeistert werden können, welche Probleme und Hindernisse mit ihnen verbunden sind, welche epistemischen Prinzipien einer Überprüfung der Vertrauenswürdigkeit von Informationsquellen förderlich sind und welche nicht, gehört zu den Fragestellungen eines wissenssoziologischen Forschungsprogramms auf den Spuren der Sozialen Erkenntnistheorie.

Um einen ersten Eindruck davon zu vermitteln, in welcher Weise diese Fragestellungen weiter konkretisiert und strukturiert werden könnten, lassen sich grundlegend drei Arten von Informationsquellen unterscheiden, die jeweils signifikante Besonderheiten aufweisen: Experten, „normale“ Mitbürger und bestimmte Einzelpersonen. Ihnen lassen sich entsprechend drei Idealtypen epistemischen Vertrauens zuordnen: *Vertrauen in Experten*, *soziales Vertrauen* und *persönliches Vertrauen*.

III. Idealtypen epistemischen Vertrauens

1. Vertrauen in Experten

Das Problem bei der Überprüfung der Zuverlässigkeit einer Information durch einen Experten besteht für einen Laien nicht nur darin, dass er prinzipiell nicht alle Informationen auf eigene Faust überprüfen kann. Bei einer Information durch einen Experten

ist der Laie zusätzlich mit der Schwierigkeit konfrontiert, dass er für eine Beurteilung epistemischer Vertrauenswürdigkeit die Kompetenz des Experten einschätzen muss, obwohl er diese Kompetenz als Laie selber nicht besitzt.

In allen Gesellschaften mit einer entwickelten epistemischen Arbeitsteilung wird auf dieses Problem mit verschiedenen Varianten gesellschaftlich etablierter Kriterien reagiert, die vertrauenswürdige Experten auszeichnen und auch für Laien identifizierbar machen sollen. Das ist offensichtlich bei den offiziell lizenzierten Indikatoren für wissenschaftliche Kompetenz und akademische Expertise wie Zertifikate von anerkannten Ausbildungsinstitutionen, Zeugnisse, Diplome oder Dokortitel sowie Mitgliedschaften und Beschäftigungen in anerkannten professionellen Organisationen wie Universitäten, Forschungseinrichtungen, Krankenhäuser, Gerichte oder Kirchen. Diese Indikatoren sollen nicht nur Kompetenz und Expertise verbürgen, sondern für den Normalfall auch persönliche Integrität und Wohlverhalten signalisieren (vgl. Fricker 1998; Manor 1995). Der Glaube an die Vertrauenswürdigkeit von Experten leitet sich in diesen Fällen zu einem großen Teil aus einem unpersönlichen Vertrauen in die entsprechenden Institutionen und ihre Effizienz ab: Man erwartet von ihnen, dass sie besondere Qualifikationen ihrer Mitglieder sicherstellen und Anreize erzeugen, damit ein zuverlässiges Wissen akkumuliert und weitergegeben wird.

Weniger genau definiert und präzise sind die informellen Kriterien für die Verlässlichkeit etwa von politischen Experten, persönlichen Ratgebern, gesellschaftlichen Analysten oder Kommentatoren öffentlicher Angelegenheiten. Bei einigen von ihnen kommen zwar die gleichen Kriterien zur Anwendung wie bei den wissenschaftlichen und akademischen Autoritäten. In modernen Gesellschaften wird vielen Experten aber auch aufgrund ihrer Positionen in den professionellen Medien Fernsehen, Rundfunk oder Zeitung eine besondere Autorität zugeschrieben. Das setzt allerdings voraus, dass diesen Medien als Institutionen selbst vertraut wird. Und auch in dieser Hinsicht existieren gesellschaftlich verankerte Kriterien, mit denen zwischen respektablen und dubiosen Medien unterschieden wird, z. B. nach Reichweite, inhaltliche Vielfalt und Verbreitung, Stil und Aufmachung, wobei die Zuverlässigkeit dieser Indikatoren je nach Gesellschaft und Kultur sehr unterschiedlich sein kann.

Die gesellschaftlich etablierten Kriterien für Expertise und epistemische Autorität dienen Laien als Grundlage für heuristische Regeln, an denen sie sich im Normalfall orientieren, um vertrauenswürdige Experten und Autoritäten zu identifizieren. Eine solche Orientierung an Heuristiken ist eine vollkommen rationale Strategie, auch wenn heuristische Entscheidungsregeln nicht immer zu der bestmöglichen Wahl anleiten. Es wäre ein hoffnungsloses Unterfangen, wenn jeder Laie in jedem Einzelfall einer Inanspruchnahme von Experten oder Spezialisten versuchen würde, ihre epistemische Vertrauenswürdigkeit, ihre Kompetenzen, Anreize und Dispositionen, selber zu überprüfen. Allein die Entscheidungs- und Informationskosten einer solchen Strategie wären prohibitiv. Heuristische Regeln erlauben eine massive Reduktion solcher Kosten und ermöglichen, wenn es sich um zuverlässige Regeln handelt, zumindest unter Standardbedingungen zufriedenstellende oder sogar optimale Entscheidungen.³

³ Hier kann die Wissenssoziologie von zwei Forschungsprogrammen profitieren, die sich beide mit der Rolle und Bedeutung von Heuristiken beschäftigen: der Entwicklung eines Konzepts „ökologischer Rationalität“ (Gigerenzer und Selten 2001; Gigerenzer 2007) und der „Framing-Theorie“ (Lindenberg 2008).

Wenn man aus der Perspektive eines Rationalen Akteur-Ansatzes das Vertrauen in Experten und epistemische Autoritäten als Ergebnis rationalen Handelns und Entscheidens erklären will, ist die Tatsache allein, dass sich ein Rezipient an den in einer Gesellschaft vorherrschenden Kriterien und Heuristiken orientiert, für eine vollständige Erklärung nicht hinreichend. Darüber hinaus muss es aus der Sicht des Rezipienten plausible Gründe geben, die Zuverlässigkeit dieser Kriterien und Heuristiken selber zu unterstellen, sonst handelt es sich letzten Endes doch wieder nur um ein „camouffiertes“ blindes Vertrauen. Die Frage, ob und welche Strategien und Möglichkeiten einem Normalbürger und Laien zur Verfügung stehen, um die Zuverlässigkeit der Kriterien und Indikatoren für die epistemische Vertrauenswürdigkeit von Experten und Autoritäten zu beurteilen, ist keine triviale Frage und selber ein intensiv und kontrovers diskutierter Gegenstand in der Sozialen Erkenntnistheorie. Diese Diskussionen sind von unmittelbarer Bedeutung auch für eine sozialwissenschaftliche Theoriebildung in diesem Bereich. Sie berühren das fundamentale und grundlegende Problem, wie Laien überhaupt in der Lage sein können, die spezielle Kompetenz von Experten, die Qualität kollektiver Wissensproduktion und von Bildungsinstitutionen oder die Zuverlässigkeit der Implementation wissenschaftlicher Erkenntnisse in Technologie, soziale Institutionen und professionelle Praktiken zu beurteilen und zu bewerten.

Grundsätzlich ist die Überprüfung der besonderen Kompetenz und des Spezialwissens von Experten durch Laien keineswegs ein aussichtsloses Unterfangen. Das lässt sich mit Hilfe der Unterscheidung zwischen *esoterischen* und *exoterischen* Aussagen plausibel machen (Goldman 2001: 94 ff.). Esoterische Aussagen gehören zu dem Bereich des Expertenwissens, das für Laien opak bleibt und das sie deshalb nicht beurteilen und bewerten können: z. B. die Behauptung, dass eine bestimmte Krankheit durch eine bestimmte Art von Viren verursacht wird. Exoterische Aussagen sind demgegenüber Aussagen von Experten, die für Laien verständlich sind und deren Wahrheitswert sie überprüfen können: z. B. die Behauptung, dass eine bestimmte Therapie eine Krankheit heilen kann. Während Laien die Kompetenz eines Experten demnach nicht aufgrund des Wahrheitsgehalts seiner esoterischen Aussagen beurteilen können, können sie Rückschlüsse auf diese Kompetenz aufgrund des Wahrheitsgehalts seiner exoterischen Aussagen ziehen: Erfolgreiche Therapien sind positive Indikatoren für die Kompetenz eines Arztes und die Verlässlichkeit der Medizin als Wissenschaft, erfolglose Therapien sind mögliche Hinweise auf die Inkompetenz eines Arztes und/oder die Defizite der Medizin als Wissenschaft.

Wissenschaftliche Disziplinen mit einer direkten Verbindung zu Technologien oder anderen praktischen Anwendungen wie Physik, Chemie, Meteorologie oder Medizin produzieren einen großen Output an exoterischen Aussagen, die praktisch von jedermann verifiziert oder falsifiziert werden können: Behauptungen, dass Flugzeuge fliegen, Kraftwerke Energie produzieren, Autos fahren oder Tabletten heilen können, werden in dem alltäglichen Gebrauch und den zahllosen Anwendungen der Produkte einer wissenschafts- und technologiebasierten Zivilisation permanent überprüft. Laien können also im Prinzip relevante Evidenzen für ein Qualitätsurteil über die speziellen Kompetenzen und Fähigkeiten von Experten und epistemischen Autoritäten sammeln; das gilt insbesondere bei der Beurteilung von Wissenschaft und Technik und damit der Kompetenz wissenschaftlicher Experten (für die Beurteilung von epistemischer Autorität in anderen Bereichen vgl. Baurmann 2010).

Welche Strategien und Möglichkeiten einem Normalbürger und Laien in dieser Hinsicht aber auch immer zur Verfügung stehen mögen: Der *Einzelne* ist *allein* zu einer solchen Beurteilung der Qualität etwa bestimmter wissenschaftlicher Disziplinen und der Validität der einschlägigen Heuristiken nicht in der Lage. Die individuelle Erfahrung des Einzelnen wird in jedem Fall nur einen winzigen Bruchteil der relevanten Informationen vermitteln und ist viel zu eingeschränkt, um als eine ausreichende Basis für ein allgemeines Urteil über die Experten und epistemischen Autoritäten in einer Gesellschaft dienen zu können. Die grundlegende Abhängigkeit vom Zeugnis anderer iteriert sich deshalb: Ein Laie ist auf die Erfahrungen und das kollektive Wissen zahlreicher anderer Personen angewiesen, wenn er die Kompetenz und Vertrauenswürdigkeit von wissenschaftlichen und akademischen Autoritäten, technischen Spezialisten, politischen Experten, professionellen Medienakteuren und die Zuverlässigkeit der formell und informell institutionalisierten Kriterien, die sie identifizieren, kritisch prüfen will.

2. Soziales Vertrauen

Neben Experten und Autoritäten mit einem Spezialwissen sind für den Einzelnen seine „normalen“ Mitbürger eine wichtige Informationsquelle. Sie sind wichtig als Quelle für allgemein zugängliche Informationen in vielen Bereichen des Alltags und des sozialen Lebens, aber auch als Quelle für Informationen über die Vertrauenswürdigkeit von Experten und gesellschaftlichen Institutionen. Und auch in diesem Fall lassen sich eine Vielzahl von gesellschaftlich etablierten Kriterien feststellen, die in der sozialen Praxis als heuristische Leitlinien für die Identifikation von vertrauenswürdigen Mitbürgern dienen. Diese Kriterien sind in hohem Maße kontextspezifisch und umfassen einen weiten Bereich von trivialen Alltagsfragen bis hin zu existentiell wichtigen religiösen und sozialen Fragen: „Their generalizations will be about particular types of testimony, differentiated according to subject matter, or type of speaker, or both“ (Fricker 1994: 139). Sie sind bei weitem nicht so präzise und differenziert wie etwa die Indikatoren für wissenschaftliche Expertisen. Es handelt sich um informelle, in einem sozialen Evolutionsprozess entwickelte Kriterien, die häufig nicht explizit formuliert sind, sondern aus der Beobachtung und Interpretation der sozialen Praxis rekonstruiert werden müssen.

Diese Kriterien bilden die Grundlage für *soziales Vertrauen* und bestimmen damit unter anderem die Reichweite und die Art des kollektiven sozialen Wissens, von dem ein Individuum profitieren kann. Es existiert ein Kontinuum an Möglichkeiten zwischen zwei Extremen: Zum einen kann epistemische Vertrauenswürdigkeit in einem bestimmten Bereich mehr oder weniger als Normalfall zugeschrieben werden. Ein Rezipient soll davon ausgehen, dass Informanten die Wahrheit sagen, es sei denn, es liegen außergewöhnliche und verdächtige Umstände vor. Man kann sagen, dass unter dieser Bedingung ein *generalisiertes* soziales Vertrauen herrscht. Es unterstellt, dass normalerweise jeder die in dem betreffenden Bereich relevante epistemische Kompetenz besitzt und dass es keine dominanten Anreize gibt, die Wahrheit anderen vorzuenthalten.

Das andere Extrem besteht darin, epistemische Vertrauenswürdigkeit in einer *partikularistischen* Weise zuzuschreiben. Partikularistisches soziales Vertrauen ist das Spiegel-

bild eines generalisierten sozialen Vertrauens: Die heuristische Regel eines generalisierten Vertrauens fordert, dass man jedermann vertrauen soll, solange keine außergewöhnlichen Umstände vorliegen; die Heuristik partikularistischen Vertrauens verlangt, dass man jedermann misstrauen soll, einige besondere und spezifizierte Fälle ausgenommen. Individuen sind auf ein partikularistisches soziales Vertrauen beschränkt, wenn sie nur den Mitgliedern einer klar abgegrenzten Gruppe vertrauen und den Angehörigen aller anderen Gruppen generell misstrauen (vgl. Baurmann 1997).

Die Verfügbarkeit und die Verteilung von Informationen und Wissen in einer Gruppe hängen entscheidend von der Reichweite des vorherrschenden Vertrauens ab. Ein generalisiertes soziales Vertrauen ermöglicht, sofern es gerechtfertigt ist, dem Einzelnen die Nutzung eines maximalen Pools an kollektivem Wissen bei geringen Kosten. Unter dieser Bedingung haben Individuen Zugang zu einer großen Zahl von verschiedenen Informationsquellen und können von der Erfahrung vieler Personen in verschiedenen Kontexten profitieren. Partikularistisches Vertrauen schränkt im Gegensatz dazu die Chancen auf solide und vielfältige Informationen *ceteris paribus* ein. Das kollektive Wissen, auf das ein Individuum seine Urteile stützen kann, wird in diesem Fall mehr oder weniger limitiert sein. Enthält das kollektive Wissen seiner besonderen Gruppe selektive Informationen und einseitige Weltansichten, dann kann das systematische Fehlen alternativer Informationen und Sichtweisen nicht nur zu einem ungerechtfertigten Misstrauen gegenüber tatsächlich vertrauenswürdigen Informationsquellen führen, sondern auch zu einem ungerechtfertigten Vertrauen in nicht vertrauenswürdige und unzuverlässige Personen und Institutionen (vgl. Baurmann 2007a).

Wenn man nach den Möglichkeiten des Einzelnen fragt, die Validität der Zuschreibungskriterien und die Zuverlässigkeit der entsprechenden Heuristiken für soziales Vertrauen zu überprüfen, dann ist allerdings auch hier festzustellen, dass dazu ein Wissen notwendig ist, das schwerlich einem Individuum allein zur Verfügung steht. Auf sich allein gestellt kann der Einzelne kaum ausreichende Informationen über die durchschnittliche Kompetenz seiner Mitbürger erhalten, über die Anreize, denen sie in verschiedenen sozialen Kontexten und Situationen ausgesetzt sind, und über die Motive und Einstellungen, die sie normalerweise besitzen. Um rational entscheiden zu können, ob und inwiefern man seinen Mitbürgern vertrauen kann, muss man relevante Fakten über die Institutionen und die soziale Struktur einer Gesellschaft kennen, man muss etwas über die ethnische und politische Zusammensetzung der Bevölkerung wissen, über die möglichen Wert- und Interessenkonflikte zwischen verschiedenen Gruppen und vieles mehr. Die Abhängigkeit vom Zeugnis anderer, wenn es um ein belastungsfähiges Fundament für ein begründetes epistemisches Vertrauen selber geht, wiederholt sich also auch im Fall des sozialen Vertrauens.

3. Persönliches Vertrauen

Bisher wurde betont, dass ein Urteil über die epistemische Vertrauenswürdigkeit anderer Personen, ob Wissenschaftler oder normale Mitbürger, über die heuristische Anwendung gesellschaftlich etablierter Indikatoren und Kriterien vermittelt wird. Zu einem solchen Vorgehen existiert grundsätzlich keine Alternative, denn es ist nicht möglich, mit einer Strategie der Einzelanalyse im jedem konkreten Fall auf sich allein ge-

stellt erneut zu untersuchen, ob man einer Quelle trauen soll oder nicht – mit einer solchen Strategie würde man nicht viel über die Welt lernen. Das schließt aber die Möglichkeit nicht aus, dass es einen besonderen Typus von Situationen gibt, in denen sich eine Vertrauensvergabe tatsächlich auf eine solche individualisierte Einschätzung und Bewertung der Kompetenzen, Anreize und Dispositionen anderer Personen stützt; man kann diese Fälle als Fälle von *persönlichem Vertrauen* bezeichnen. Paradigmatisch für diese Art von Vertrauen sind kontinuierliche und enge Beziehungen, die eine Fülle an Informationen über andere Personen vermitteln. Aber auch wenn auf anderen Wegen ein ausreichend dichter Informationsfluss existiert, kann man zu substantiierten Einschätzungen der Fähigkeiten, Handlungssituationen und des Charakters anderer Personen gelangen (vgl. Frank 1992; Baurmann 1996: 409 ff.).

Je mehr Menschen man in diesem Sinne persönlich vertraut, desto größer ist das potenzielle Reservoir an unabhängigen Informationen, das man nutzen kann, um die Zuverlässigkeit der gesellschaftlich vorherrschenden Indikatoren und Kriterien für die Vertrauenswürdigkeit von Menschen, Institutionen und Autoritäten kritisch zu hinterfragen. Eine solche Beurteilung wird ebenfalls den Bezug auf das Zeugnis anderer einschließen, aber es sind Zeugnisse von Quellen, deren Qualität man nicht nur aufgrund von heuristischen Regeln, sondern aufgrund eigener, möglicherweise sorgfältig untermauerter Erkenntnisse beurteilen kann. Diese Informationen können deshalb einen hohen „Vertrauenswert“ haben und Informationen aus anderen, gesellschaftlich zertifizierten Quellen übertrumpfen. In dieser Weise kann man von einem Netzwerk von Vertrauensbeziehungen profitieren, das geknüpft wird durch Menschen, die sich persönlich vertrauen und gegenseitig als Vertrauensintermediäre fungieren (vgl. Coleman 1990: 180 ff.). Solche Vertrauensnetzwerke sind wichtige Verkörperungen von *sozialem Kapital*, die Zugang zu Informationen und Wissen bei geringen Kosten ermöglichen. Je größer die Reichweite dieser Netzwerke, je öfter sie die Grenzen von Familien, Gruppen, Gemeinschaften, Klassen, Nationen und Rassen überwinden, desto vielfältiger und detaillierter die Informationen, die sie aggregieren, und desto besser die Chancen, Informationen zu erhalten, die ein realistisches und ausgewogenes Bild der Welt vermitteln (vgl. Baurmann 2007b).

Die besondere Bedeutung von persönlichen Vertrauensnetzwerken wird evident, wenn sich, etwa unter einem autoritären Regime, ein allgemeines Misstrauen gegenüber den offiziellen Informationsquellen verbreitet. Aber Vertrauensnetzwerke stellen auch in demokratischen Gesellschaften mit einem normalerweise hoch generalisierten Vertrauen in die sozial und institutionell beglaubigten epistemischen Quellen wichtige „Notfall“-Ressourcen dar (vgl. Antony 2006). Sie können lange latent bleiben, aber ihr Potenzial kann in Zeiten einer Vertrauenskrise in die formalen Institutionen und Autoritäten einer Gesellschaft wieder belebt und aktualisiert werden. Geht man von der wichtigen Funktion persönlicher Vertrauensnetzwerke als ultimativer Quelle für zuverlässige Informationen und Zeugnisse aus, dann hat eine systematische Einschränkung ihrer Reichweite und eine willkürliche Limitierung ihrer Mitglieder ernste Konsequenzen für die Qualität und die Bedeutung des kollektiven Wissens, das sie aggregieren. Exklusive Netzwerke, die nur aus Menschen einer speziellen und begrenzten Gruppe bestehen, können einen Teufelskreis mit einem partikularistischen sozialen Vertrauen bilden, während weit gespannte und offene Netzwerke ein generalisiertes soziales Vertrauen stützen und stärken und damit zu der Qualität individuellen Wissens beitragen können.

IV. Subjektive und objektive epistemische Rationalität

Drei Arten von epistemischen Quellen wurden kurz charakterisiert: Experten und Autoritäten, „normale“ Mitbürger sowie Mitglieder persönlicher Netzwerke. Jede dieser Quellen verfügt über ein kollektives Wissen, das für den individuellen Rezipienten relevant ist. Um dieses Wissen nutzen zu können, muss er der Zuverlässigkeit dieser Quellen trauen. Die verschiedenen Typen des Vertrauens, die den drei Quellen entsprechen, basieren auf unterschiedlichen Voraussetzungen und sind mit jeweils besonderen Herausforderungen und Problemen für den Rezipienten verbunden, wenn er die Vertrauenswürdigkeit einer Quelle verifizieren will. Von entscheidender Bedeutung ist, dass die verschiedenen Typen des Vertrauens nicht gegenseitig isoliert sind, sondern wechselseitig voneinander abhängen und in einer vielschichtigen Hierarchie mit komplexen Beziehungen zwischen den verschiedenen Ebenen eingebettet sind. Die Analyse der Entwicklungsdynamiken und der unterschiedlichen Gleichgewichte, die sich aus diesen Beziehungen ergeben können, ist ein wichtiger Gegenstand für eine von der Sozialen Erkenntnistheorie inspirierten wissenssoziologischen Forschung.

Eine solche Forschung muss sich vor allem auch mit der grundlegenden Tatsache auseinandersetzen, dass die Qualität individuellen Wissens nicht vorrangig ein Ergebnis der Qualität individueller Fähigkeiten und Einsichten ist, sondern abhängt von der Qualität der kollektiven Wissensproduktion und den komplexen Strukturen epistemischen Vertrauens. Ob individuelle Erkenntnisstrategien bei der Orientierung in der Welt in ein zuverlässiges Wissen und fundierte Überzeugungen münden, wird zum größten Teil von externen Bedingungen bestimmt, die der Kontrolle und dem Einfluss des Einzelnen weitgehend entzogen sind. Aus diesem Grund können Menschen, die unter defizienten Institutionen kollektiven Wissenserwerbs und den Restriktionen eines partikularistischen epistemischen Vertrauens leben, Auffassungen und Sichtweisen übernehmen, die subjektiv gerechtfertigt sind, von einem externen Standpunkt aus betrachtet jedoch als objektiv falsch oder gar als absurd erscheinen (vgl. Baurmann 2006, 2007a). Die Übereinstimmung subjektiver und objektiver epistemischer Rationalität wird vor allem bestimmt von der Rationalität der kollektiven epistemischen Institutionen und ihrer gesellschaftlichen Einbettung (vgl. Kitcher 1993; Goldman und Cox 1996). In einer offenen Gesellschaft mit einem kompetitiven und transparenten System der öffentlichen Meinungsbildung und Wissensproduktion werden die Behauptungen von Laien, Experten und Autoritäten von anderen Laien, Experten und Autoritäten begutachtet, diskutiert und kritisiert. Überzeugungen, Hypothesen und Theorien werden systematisch getestet und geprüft und ein hoch generalisiertes soziales Vertrauen sorgt für die Verbreitung und leichte Zugänglichkeit von Informationen. Solche Bedingungen tragen dazu bei, die Mitglieder einer Gesellschaft vor Scharlatanen, falschen Propheten und einseitigen Sichtweisen der Welt zu bewahren. Aber die Tatsache, dass Individuen das Glück haben, in einer Gesellschaft zu leben, die mit solchen Institutionen ausgestattet ist und in der sich die unterschiedlichen Ausprägungen epistemischen Vertrauens in einem produktiven Gleichgewicht befinden, ist nicht ein Ergebnis individuell rationaler Strategien des Wissenserwerbs. Das Gegenteil trifft zu: Das Ergebnis individueller epistemischer Strategien hängt ab von der „epistemischen Umwelt“, in welcher Individuen leben und nach Orientierung suchen.

Literatur

- Antony, Louise. 2006. The socialization of epistemology. In *The Oxford handbook of contextual political analysis*, eds. Robert E. Goodin, Charles Tilly, 58-76. Oxford: Oxford University Press.
- Baumann, Michael. 1996. *Der Markt der Tugend – Recht und Moral in der liberalen Gesellschaft*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Baumann, Michael. 1997. Universalisierung und Partikularisierung der Moral. Ein individualistisches Erklärungsmodell. In *Moral und Interesse*, Hrsg. Rainer Hegselmann, Hartmut Kliemt, 65-110. München: Oldenbourg Verlag.
- Baumann, Michael. 2006. Kritische Prüfung ist gut, Vertrauen ist unvermeidlich? Individuelle und kollektive epistemische Rationalität. In *Wissenschaft, Religion und Recht. Hans Albert zum 85. Geburtstag*, Hrsg. Eric Hilgendorf, 239-261. Berlin: Logos Verlag.
- Baumann, Michael. 2007a. Rational fundamentalism? An explanatory model of fundamentalist beliefs. *Episteme. Journal of Social Epistemology* 4: 150-166.
- Baumann, Michael. 2007b. Markt und soziales Kapital: Making democracy work. In *Politisches Denken. Jahrbuch 2006/2007. Politik und Ökonomie*, Hrsg. Karl Graf Ballestrin (†), Volker Gerhardt, Henning Ottmann, Martyn P. Thompson, Barbara Zehnpefnig, 129-155. Berlin: Duncker & Humblot.
- Baumann, Michael. 2010. Fundamentalism and epistemic authority. In *Democracy and fundamentalism*. The tampere club series 3, ed. Aulis Aarnio, 76-86. Tampere: Tampere University Press (im Druck).
- Berger, Peter L., und Thomas Luckmann. 1969. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag.
- Burge, Tyler. 1993. Content preservation. *Philosophical Review* 102: 457-88.
- Coady, C. A. J. Tony. 1992. *Testimony*. Oxford: Oxford University Press.
- Coady, David. 2006. When experts disagree. *Episteme. Journal of Social Epistemology* 3: 71-82.
- Coleman, James S. 1990. *Foundations of social theory*. Cambridge, London: Harvard University Press.
- Foley, Robert A. 2001. *Intellectual trust in oneself and others*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Frank, Robert H. 1992. *Passions within reason. The strategic role of the emotions*. New York, London: W. W. Norton.
- Fricker, Elizabeth. 1994. Against gullibility. In *Knowing from words*, eds. Bimal K. Matilal, Arindam Chakrabarti, 125-161. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers.
- Fricker, Miranda. 1998. Rational authority and social power: towards a truly social epistemology. *Proceedings of the Aristotelian Society* 98: 159-17.
- Fukuyama, Francis. 1995. *Trust: The social virtues and the creation of prosperity*. New York: Free Press.
- Fuller, Steve. 1988. *Social epistemology*. Bloomington: Indiana University Press.
- Gambetta, Diego (Hrsg.). 1988. *Trust: Making and breaking cooperative relations*. Oxford, New York: Basil Blackwell.
- Gigerenzer, Gerd. 2007. *Bauchentscheidungen: Die Intelligenz des Unbewussten und die Macht der Intuition*. München: Goldmann.
- Gigerenzer, Gerd, und Reinhard Selten, eds. 2001. *Bounded rationality: the adaptive toolbox*. Cambridge: The MIT Press.
- Goldman, Alvin I. 1978. Epistemics: the regulative theory of cognition. *Journal of Philosophy* 75: 509-23.
- Goldman, Alvin I. 1986. *Epistemology and cognition*. Cambridge: Harvard University Press.
- Goldman, Alvin I. 1987. Foundations of social epistemics. *Synthese* 73: 109-44.
- Goldman, Alvin I. 1994. Argumentation and social epistemology. *Journal of Philosophy* 91: 27-49.
- Goldman, Alvin I. 1999. *Knowledge in a social world*. Oxford: Oxford University Press.
- Goldman, Alvin I. 2001. Experts: which ones should you trust? *Philosophy and Phenomenological Research* LXIII: 85-110.
- Goldman, Alvin I., und James Cox. 1996. Speech, truth, and the free markets for ideas. *Legal Theory* 2: 1-32.
- Govier, Trudy. 1997. *Social trust and human communities*. Montreal, Kingston: McGill-Queen's University Press.
- Hardin, Russell. 1992. The street-level epistemology of trust. *Analyse & Kritik* 14: 152-176.
- Hardin, Russell. 2002. *Trust and trustworthiness*. New York: Russell Sage Foundation.
- Hardin, Russell. 2009. *How do you know? The economics of ordinary knowledge*. Princeton: Princeton University Press.
- Hardwig, John. 1985. Epistemic dependence. *The Journal of Philosophy* 82: 335-349.
- Hardwig, John. 1991. The role of trust in knowledge. *The Journal of Philosophy* 88: 693-708.
- Honer, Anne, und Christoph Maeder, Hrsg. 1994. *Expertenwissen. Die institutionalisierte Kompetenz zur Konstruktion von Wirklichkeit*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kitcher, Philip. 1990. The division of cognitive labor. *Journal of Philosophy* 87: 5-22.
- Kitcher, Philip. 1991. Persuasion. In *Persuading science: the art of scientific rhetoric*, eds. Marcelo Pera, William R. Shea, 3-27. Canton: Science History Publications.
- Kitcher, Philip. 1993. *The advancement of science*. New York-Oxford: Oxford University Press.
- Knoblauch, Hubert. 2005. *Wissensoziologie*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Knorr-Cetina, Karin. 2002. *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Lackey, Jennifer. 2006. It takes two to tango: beyond reductionism and anti-reductionism in the epistemology of testimony. In *The epistemology of testimony*, eds. Jennifer Lackey, Ernest E. Sosa, Ernest, 160-188. Oxford: Oxford University Press.
- Lahn, Bernd. 2002. *Der Begriff des Vertrauens*. Paderborn: Mentis Verlag.
- Lehrer, Keith. 1994. Testimony, justification and coherence. In *Knowing from words*, Hrsg. Bimal K. Matilal, Arindam Chakrabarti, 51-58. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers.
- Lindenberg, Siegwart. 2008. Social rationality, semi-modularity and goal-framing: what is it all about. *Analyse & Kritik* 30: 669-687.
- Luhmann, Niklas. 1973. *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*. Stuttgart: Enke Verlag.
- Matilal, Bimal K., und Arindam Chakrabarti, eds. 1994. *Knowing from words*. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers.
- Manor, Ruth. 1995. My knowledge, our knowledge, and appeals to authority. *Logique & Analyse*, 191-207.
- Putnam, Robert D. 1992. *Making democracy work. Civic traditions in modern Italy*. Princeton: Princeton University Press.
- Schmitt, Frederick F., ed. 1994. *Socializing epistemology. The social dimensions of knowledge*. Lanham: Rowman and Littlefield.
- Schmitt, Frederick F. 1995. *Truth*. Boulder: Westview Press.
- Stehr, Nico, und Volker Meja. 2005. Introduction: the development of the sociology of knowledge and science. In *Society & knowledge. Contemporary perspectives in the sociology of knowledge & science*, eds. Nico Stehr, Volker Meja, 1-33. New Brunswick: Transaction Publishers.
- Tänzler, Dirk. 2006. Von der Seinsgebundenheit zum Seinsverhältnis. In *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie*, Hrsg. Dirk Tänzler, Hubert Knoblauch, Hans-Georg Soeffner, 317-335. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Weber, Max. 1922. Wissenschaft als Beruf. In *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, 582-613. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Weiß, Johannes. 2006. Wissenselite. In *Zur Kritik der Wissensgesellschaft*, Hrsg. Dirk Tänzler, Hubert Knoblauch, Hans-Georg Soeffner, 13-29. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

Korrespondenzanschrift: Michael Baumann, Universität Düsseldorf, Sozialwissenschaftliches Institut, Universitätsstr. 1, 40225 Düsseldorf
E-Mail: baumann@phil-fak.uni-duesseldorf.de

KRITIK

ZUR VERTRAUENSWÜRDIGKEIT SOZIALEN ERFAHRUNGSWISSENS

Martin Endreß

Zusammenfassung: Der Beitrag diskutiert das von Michael Baurmann entwickelte Verhältnis von Sozialer Erkenntnistheorie und Rational Choice Ansatz. Mit Blick auf unterschiedliche Formen des Vertrauens wird die Frage nach dem Zusammenhang von Vertrauen und Wissen im Hinblick auf Typen von Plausibilitätsgeneratoren erörtert. Anfragen ergeben sich aufgrund dieser Überlegungen insbesondere an die von Baurmann unterschiedenen Formen „epistemischen Vertrauens“.

I.

Philosophische und soziologische Beiträge zu einer systematischen und wechselseitig interdisziplinär informierten Problemexposition wie Analyse zu integrieren darf für jede Profilierung theoretischer Soziologie als essentiell erachtet werden. Anschlussmöglichkeiten für (bisweilen auch intradisziplinär) voneinander weitgehend entkoppelte Argumentations- und Reflexionsperspektiven freizulegen und für die Produktivität ihrer wechselseitigen Beziehbarkeit zu werben, konturiert entsprechend auch den Anspruch von Michael Baurmanns Überlegungen zur Sozialen Erkenntnistheorie. Konkret verfolgt er das Anliegen, „eine von der Sozialen Erkenntnistheorie inspirierte wissenssoziologische Forschung“ auf den Weg zu bringen (S. 199). Er greift damit einen seit bald zwei Jahrzehnten (vgl. Scholz 2001; Antony 2006; Goldman 2006; Wilholt 2007) revitalisierten Diskussionszusammenhang vornehmlich in der angelsächsischen philosophischen Diskussion auf, der sich um die Frage der Vertrauenswürdigkeit mittelbaren Wissens organisiert, und sucht dessen systematische Relevanz für die soziologische (empirische wie theoretische) Forschung auszuloten. Baurmann unternimmt in seinem Beitrag damit weit mehr als dessen bescheidener Untertitel zunächst vermuten lässt.

Für jeden, wie auch immer theoretisch positionierten, wissenssoziologisch zugeschnittenen Beitrag muss, will man eine solche positionale Selbstbeschreibung als adäquat bezeichnen können, *a priori* eine Reflexion der Perspektive des eigenen Argumentierens nicht nur am Anfang stehen, sondern die Entfaltung der eigenen Position kontinuierlich begleiten. So sind für den argumentativen Zuschnitt dieses Kommentars zunächst dessen potenzielle analytische Perspektiven zu differenzieren. Denn die Überlegungen von Baurmann ließen sich in mehrere Richtungen kommentieren: In einer ersten Perspektive könnte gefragt werden, ob es gelingt, Optionen für die angezielte interdisziplinäre Forschungsoptik aufzuzeigen; in einer zweiten Richtung ließe sich fragen, ob es dafür einen Bedarf gibt, ob also die Analyse der Defizite des gegenwärtigen wissenssoziologischen Forschungsfeldes als zutreffend anzusehen ist und weshalb genau

die Soziale Erkenntnistheorie als Ergänzungsoption eine adäquatere Forschungsperspektive zu eröffnen gestattet. Ebenso ließe sich schließlich aber auch drittens fragen, ob wir es hier eventuell mit einer Identifizierung intellektueller Parallellaktionen zu tun haben, deren jeweilige paradigmatische Zuspitzungen eine fruchtbare Kooperation möglicherweise als wenig wahrscheinlich ansehen lassen. Je nach gewähltem Einsatzpunkt des Kommentierens stellen sich also prioritär andere Fragen. Im Kern wird in den folgenden Bemerkungen die zweite der angezeigten Perspektiven verfolgt, ohne dabei die beiden anderen gänzlich aus dem Blick zu verlieren.

Vor dem Hintergrund des angeführten methodologischen Imperativs ist einleitend sodann, gerade auch im Rahmen eines kontrovers konzipierten Bandes zur theoretischen Soziologie, noch eine weitere Beobachtung zu notieren: Die Herausgeber bringen nämlich im vorliegenden Zusammenhang zwei Autoren ins Gespräch, deren theoretische Grundintuitionen im Spektrum zwischen Rational-Choice-Ansätzen und phänomenologisch-fundierten Theorieperspektiven nicht nur vorderhand paradigmatisch weit auseinanderliegen, sondern diese Kompositionsstrategie der Herausgeber hat im vorliegenden Fall darüber hinaus die weitere Implikation, dass die beiden so aufeinander verwiesenen Autoren ihre jeweiligen theoretischen Positionen bisher ohne jede Referenz aufeinander entwickelt haben, wie jeder Blick in die thematisch für das hier zu verhandelte Problemfeld einschlägigen Beiträge beider gut dokumentiert. Dieser Umstand könnte nun leicht dazu verführen, den erbetenen Kommentar sogleich ins Grundsätzliche zu wenden und eine prinzipielle Ablehnung mit einer konzeptionellen Alternative zu verbinden. Eine derartige Strategie jedoch würde das Gespräch vor seinem Beginn im Grundsatz belasten, wenn nicht vorschnell beenden, was dem Anliegen dieses Kommentars zuwider liefe. Als Ausgangspunkt dient somit zunächst die von Michael Baurmann präsentierte Deutung des Ansatzes der Sozialen Erkenntnistheorie und deren von ihm als relevant erachteten Aspekte. Nicht also geht es mir im Folgenden um eine Auseinandersetzung mit der in seinem Beitrag vertretenen Rezeptionsperspektive, sondern um seine Beurteilung ihrer soziologischen Relevanz und spezifischen konzeptionellen Anschlussfähigkeit.

II.

Grundsätzlich muss man m. E. Baurmanns Plädoyer für ein produktives Ergänzungsverhältnis von philosophischen und soziologischen Reflexionen nicht nur folgen, sondern kann dieses noch insofern verlängern, als sich das angezielte interdisziplinäre Gespräch meiner Auffassung zufolge weder vorrangig noch gar kooperationsstrebend auf den Unterschied von normativer und deskriptiver Reflexion zuspitzen lässt (S. 187 f.). Die philosophische Frage nach der „Rechtfertigung“ trägt auch kognitive und nicht ausschließlich normative Signatur; und die soziologische Frage nach der gesellschaftlichen „Konstruktion“ von Deutungen und Überzeugungen wiederum ist nicht nur „deskriptiv“ angelegt, sondern impliziert zugleich generelle Regeln der „Konstitution“ von Sozialität¹ ebenso wie Begründungs- und Plausibilisierungskonstruktionen. So sind bei-

¹ Verwiesen sei an dieser Stelle exemplarisch auf die Unterscheidung der Situiertheit und Situativität von Interaktionen bei Goffman.

de Perspektiven notwendig verzahnt mit Fragen nach gesellschaftlich etablierten Mustern und Modi der Wissensgenerierung sowie Strukturen der Wissensplausibilisierung und -legitimierung. D. h., auch in soziologischer Perspektive geht es mit Blick auf gesellschaftliche Wissensbestände, deren Entstehung und ihren Wandel um die Frage ihrer Rechtfertigung im Sinne vor-normativer Legitimierungsprozesse, die ihrerseits natürlich stets auch normative Implikationen transportieren. Insofern lässt sich die von Baurmann angedachte Kooperation durchaus stärker machen: Jenseits der externen, auf wechselseitig verwendbare Wissensressourcen abstellenden Kooperationsoption plädiere ich demzufolge für eine schon interne Kooperationslogik.

Diese „interne“ Kooperationslogik nimmt somit vorrangig Konstitutionsprozesse von Wissen in den Blick. Inwiefern eine derartige Kooperation jedoch gerade dann besonders erfolgversprechend zu sein verspricht, wenn, so die These von Baurmann, der Soziologe oder Sozialwissenschaftler „mit einem Rationalen-Akteur-Ansatz arbeitet“ (S. 189), somit also von einer besonderen Affinität von Sozialer Erkenntnistheorie und Rational-Choice-Ansatz auszugehen sei, das wiederum leuchtet nicht ein. Und zwar gerade aufgrund der von Baurmann zu Recht besonders herausgestellten „hermeneutischen“ Imprägnierung der Fragestellung und angedachten Kooperationsoption. Hier scheint eine zwifache Engführung der Fragestellung vorzuliegen, die die offenkundigen Kooperationschancen geradezu zu unterlaufen droht. Denn drei Fragen zumindest stellen sich: Was heißt, erstens, in der von Baurmann herangezogenen Konzeption „rationaler Meinungsbildung“ (S. 189) „rational“? Und was bedeutet, zweitens, dieses Kriterium mit Blick auf „Einstellungen und Verhaltensweisen“ ebenso wie hinsichtlich der angezielten „Rechtfertigung“ (S. 189)? Und bedeutet schließlich drittens „rational“ in beiden Fällen Identisches? Die Vermutung liegt nahe, dass hier letztlich eine Äquivokation zwischen pragmatischer und kognitiver Rationalität vorliegt. Schon Max Weber und Alfred Schütz hatten darauf hingewiesen, dass die Rede von einer „Irrationalität“ im Zusammenhang „subjektiver“ Sinnsetzungen alltäglichen Handelns ins Leere führe. Und auch der Hinweis auf Russell Hardins „street-level epistemology“ mit ihrem pragmatischen Zuschnitt scheint mir an dieser Stelle gerade nicht die gewünschte Begründung einer privilegierten Kooperation zwischen Rational Choice und Social Epistemology offerieren zu können. Denn in pragmatischen Kontexten erhält der Rekurs auf eine Vorstellung „rationaler Begründung“ ja keineswegs „eine strikt subjektive Bedeutung“ (S. 189), sondern es geht stets um eine solche im Kontext intersubjektiver Bewährtheit; eines Kontextes, der dann subjektiv-situativ potenziell (erneut) appliziert wird. Anders formuliert: Die Differenz zwischen dem Konzept „rationaler Begründung“ und dem der „pragmatischen Alltagsrationalität“ ist der hier leitenden Überzeugung zufolge gerade keine zwischen Intersubjektivität und Subjektivität.

Dieser Hinweis auf den im Kern sozialen Zuschnitt von Plausibilisierungs- und Legitimierungsprozessen führt dann konsequent zur Frage nach dem „demonstrativen Relativismus und Agnostizismus“, den Baurmann als für „die Wissenssoziologie“ charakteristisch erachtet (S. 190). Bezogen auf diese Einschätzung halte ich erneut eine Differenzierung für unabdingbar: Relativismus und Agnostizismus sind erstens zweierlei und in beiden Hinsichten verhält sich zweitens eine wissenssoziologische Perspektive, wie ich sie im Anschluss an die klassische neuere Grundlegung bei Berger und Luckmann (1969) favorisiere (vgl. Endreß 2000a, 2006a, 2006b, 2008, 2010b), je unterschiedlich. Hinsichtlich des vermuteten Agnostizismus scheint mir vor allem wichtig zu fragen,

woher die Soziale Erkenntnistheorie, liest man diese im Sinne von Baurmann für sozialwissenschaftliche Zwecke, denn ihre (normativen) Maßstäbe nimmt. Tatsächlich vermag die Soziologie aufgrund ihres analytischen Profils über normativ Wünschbares nur in rekonstruktiver Optik zu handeln (vgl. Endreß 2000b). D. h. mit Blick beispielsweise auf spezifische Trägergruppen lassen sich deren normative Präferenzen etc. erheben. Weiteres scheint gerade auch im Rahmen einer Rational Choice Option nicht machbar. Chancen der „Verbesserung und Optimierung“, die Baurmann im unverkennbaren Anschluss an den Planungsoptimismus früherer Jahre anspricht (S. 190), kann sie m. E. ausschließlich mit Blick auf ihr vorgegebene Ziele formulieren, also wiederum nur intern. Und auch die Relativismusthese scheint in der von Baurmann vertretenen Form nicht haltbar, und zwar völlig unabhängig von ihrer normativen Wünschbarkeit oder Verwerflichkeit. Der, wenn man so will, „Wahrheitsbegriff“ der Wissenssoziologie ist ein dreistelliger, wie ich glaube im Anschluss an Karl Mannheim gezeigt zu haben (vgl. Endreß 2000a): Kontextintern wie kontextextern ist er verwiesen auf relationale Plausibilitätsstrukturen. Anders formuliert: die Absage an kognitive oder normative Absolutismen hat zu ihrer Kehrseite eben keinen Relativismus, sondern kluge epistemologische Selbstbeschränkung im Horizont der Leitwährungen Historizität, Perspektivität und Relationalität. D. h. die Absage an „ewige Werte“ führt nur unter Vernachlässigung dieser konstitutiven Kontextualität zum Relativismus.

Nun stellt Baurmann, ganz im Sinne der entsprechenden Analysen von Alfred Schütz (1946: 97 f., 2003: 269 f., 330 f.), vor allem auf einen Aspekt des Umstandes der Vermitteltheit von Wissen ab: auf die „Analyse des Wissenstransfers“ (S. 188). Er versteht darunter die Prozesse der „Weitergabe, Verbreitung und Akzeptanz von Wissen“ (S. 188). In der Sprache der wissensanalytischen Grundagentheorie von Berger und Luckmann (1969) geht es also um die Prozesse der Tradierung, Multiplizierung und Plausibilisierung oder Legitimierung.² Baurmann komponiert hier theoriepolitisch ein Ergänzungsverhältnis: er erachtet die Beiträge „der“ Sozialen Erkenntnistheorie als Erweiterung und Vertiefung der Analyse der allgemeinen wie speziellen Bedingungen der Wissensaneignung wie des Wissenstransfers angesichts seines Zeugnischarakters auf der einen wie unter der Voraussetzung von „Kompetenzasymmetrien“ (S. 188) auf der anderen Seite. Wobei hinsichtlich der Annahme letzterer aus soziologischer Perspektive im Blick zu halten wäre, dass es sich zunächst einmal um Fremdzurechnungen wie Selbstbeschreibungen handelt: Das (zugeschriebene, unterstellte) Verfügen über Wissen ist zu unterscheiden von der „objektiven“ Kompetenz, dieses in pragmatischer (Handlung) wie kognitiver (Urteil) Hinsicht adäquat zu verwenden. Und das gilt auch, und gerade unter den Bedingungen der institutionalisierten Kompetenzzuweisung in modernen, durch inflationäre Beratungs- und Expertisierungsprozesse geprägten Gesellschaften.

² Baurmanns Einschätzung, dass jenen Aspekten im Rahmen dieses Ansatzes bisher „weniger Aufmerksamkeit gilt“ (S. 188), kann ich nicht teilen. Für eine systematische Lektüreperspektive auf den Entwurf der Autoren vgl. Endreß (2008). Für eine klassische Studie zum „gesellschaftlichen Prozess der Wirklichkeitskonstruktion“ in dieser Reflexionsperspektive vgl. nur Berger und Kellner (1965).

III.

Der Umstand des mittelbaren (vermittelten), über soziale Wissensaneignungen wie Transfers geprägte Zuschnitt allen menschlichen Wissens verweist unmittelbar auf das Problem des Vertrauens in die „Zeugenschaft“ Anderer, d. h. auf die Frage der Glaubwürdigkeit der von Anderen formulierten Zeugnisse, auf deren Vertrauenswürdigkeit. Eine doppelte Unterscheidung dürfte an dieser Stelle erneut erforderlich sein: Es scheint wesentlich zu beachten, dass sich die Frage nach der Güte des Zeugnischarakters von Wissen in alltäglichen und wissenschaftlichen (sowie politisch-rechtlich-expertokratischen) Kontexten unterschiedlich stellt.³ Die Kriterien der Bewährung oder der Zuschreibung an die erforderliche Bewährtheit des jeweils vermittelten Wissens sind verschieden: im Kern im Alltag pragmatisch und in wissenschaftlich-politischen Kontexten vorrangig kognitiv. Es macht einen Unterschied hinsichtlich des in Rechnung zu stellenden Generalisierungsniveaus von Kriterien nach der grundsätzlichen Legitimierbarkeit eines Wissens zu fragen oder aber nach seiner mehr oder weniger gegebenen Bewährtheit in praktischen Handlungszusammenhängen, also hinsichtlich seines konkret-situativen („bis-auf-Weiteres“ als gegeben unterstellten) Problemlösungspotenzials. Darüber hinaus ist aber wohl ebenso zwischen der Zeugenschaft eines Zeugnisses und derjenigen eines Zeugen oder einer Zeugin zu unterscheiden. Die Zuschreibungen an die Glaubwürdigkeit von „Sachen“ ist mit derjenigen an Personen nicht in Eins zu setzen. Und diese Hinweise sind m. E. zugleich über professionelle Kontexte, also Experten-Laien-Interaktionen hinaus zu verlängern (S. 186 f.).

Stellt man so auf die Fragen der Plausibilisierung und Überzeugungskraft in Konstellationen der Wissensvermittlung ab, dann wird unmittelbar die prominente Rolle des Vertrauens „bei der Informationsvermittlung durch Zeugnis“ einsichtig (S. 190). Glaubwürdigkeit, Zuverlässigkeit und Vertrauenswürdigkeit kommt eine Schlüsselstellung hinsichtlich der „epistemologischen Rolle des Vertrauens“ zu, die Baurmann zufolge bisher „vergleichsweise wenig thematisiert“ wurde (S. 191). Ein Urteil, dessen Plausibilität sich wohl der Beschränkung auf die rational- oder entscheidungsanalytische Reflexionslinie von Analysen zum Vertrauensphänomen verdankt, deren Fokus hier adäquat identifiziert wird als diejenige des Blickes auf „die strategische Struktur eines Informationstransfers“ (S. 191).⁴

Meine Auffassung, dass eine solche Konzeptualisierung von Vertrauen lediglich einen sehr eingeschränkten Blick auf das in Frage stehende Phänomen lenkt, habe ich bereits mehrfach formuliert (vgl. Endreß 2001, 2002, 2004). Das muss an dieser Stelle nicht in extenso rekapituliert werden (s. u. unter Abschnitt V). Hinweisen möchte ich aus systematischen Gründen aber darauf, dass sich derartige Fragen nach einem grundlagentheoretisch leitenden Vertrauensbegriff dann nicht vermeiden lassen, wenn man,

3 Giddens hatte letztere Konstellation der Abhängigkeit von Wissensressourcen von Experten als „Systemvertrauen“ gefasst.

4 Nur nebenbei bemerkt sei, dass „Glauben“ und „Bezweifeln“ m. E. strukturell neutral gegenüber der Frage eines Informationszugewinns sind. Insofern kann ich Baurmanns Auffassung nicht teilen, wonach Bezweifeln ein Verharren „auf dem Status quo eines aktuellen Wissensstandes“ nach sich ziehe. Schon Hegel hatte in seiner „Enzyklopädie“ darauf verwiesen: „Als Schranke, Mangel wird etwas nur gewußt, ja empfunden, indem man zugleich darüber *hinaus* ist“ (1830, § 60. In *Werke Bd. 8*, 144. Frankfurt a. M.: Suhrkamp).

wie Baurmann dies nachfolgend tut, auf die Metakompetenz der „Kompetenz des Einschätzens von Kompetenz“ abstellt (vgl. dazu auch die jüngste revidierte wie erweiterte Fassung meiner Vertrauenstheorie in Endreß 2010a). Darauf komme ich zurück.

Zuwenden möchte ich mich zuvor der von Baurmann ins Zentrum seiner Überlegungen gestellten Form des „epistemischen Vertrauens“ (S. 190) oder der „epistemische(n) Vertrauenswürdigkeit“ (S. 192). Diesen Begriff des Vertrauens verstehe ich weniger als Auszeichnung eines spezifischen Vertrauentypus als vielmehr im Sinne der Exposition eines funktionsspezifischen Vertrauensmodus: als Frage nach der „Art“ von Vertrauen, für die Baurmann zufolge in Prozessen der „Informationsvermittlung“ von einer vorrangigen Relevanz auszugehen ist (S. 190). Diese Situation wird ganz im Sinne von Gambetta (1988), Coleman (1990) oder Sztompka (1999) als eine Konstellation unter Unsicherheit modelliert, insofern es einem Rezipienten von Informationen typischerweise nicht möglich ist, das Zeugnis (die Auskunft) des Informanten hinsichtlich seiner Güte vollständig zu durchleuchten. Dem „Vertrauen“ des Rezipienten in einen Informanten kommt somit erkenntnis- oder wissensgenerierende Bedeutung zu. Es ist diese Konstellation, die Baurmann von „epistemischen Vertrauen“ sprechen lässt. Klar ist dann aber, dass es sich hierbei nicht um einen Typus von Vertrauen, sondern um einen Anwendungsfall eines noch näher in den Blick zu nehmenden Vertrauentypus handelt.

Drei Typen von Plausibilitätsgeneratoren stellt Baurmann für die von ihm behandelte Form des epistemischen Vertrauens auf Seiten der konsultierten „Informanten“ als relevant heraus: ihr Verfügen über Kompetenzen und Ressourcen zur Beschaffung zuverlässiger und nützlicher Informationen, ihre Steuerung durch Anreize zur Ausschöpfung der eigenen Potenziale und Ressourcen zum Informationserwerb und zur Informationsweitergabe sowie schließlich Dispositionen den Informationsbedarf des oder der Rezipienten zu decken (S. 192 f.). Die Rationalität der Vertrauensgabe an einen Informanten bemisst sich Baurmann zufolge somit an der (hinreichend plausiblen) Annahme über „das Vorhandensein entsprechender Kompetenzen, Anreize und Dispositionen auf Seiten des Informanten“ (S. 193).⁵ Und je ausgeprägter die „Informationsasymmetrie“ wie auch die „Kompetenz-Asymmetrie“ zwischen Informant und Rezipient sich darstellt, umso schwieriger das Problem „der Überprüfung epistemischer Vertrauenswürdigkeit“ für den Rezipienten: eine forcierte (und sich vermutlich dauerhaft reproduzierende) Abhängigkeitskonstellation.

Im offenkundigen Anschluss an die Typologie der sozialen Verteilung des Wissens von Alfred Schütz (1946)⁶ wird von Baurmann eine Unterscheidung von „Idealtypen epistemischen Vertrauens“ (Vertrauen in Experten, soziales Vertrauen, persönliches Vertrauen) über die Unterscheidung dreier „Arten von Informationsquellen“ (S. 193) oder „epistemische(r) Quellen“ (S. 198) eingeführt: Experten (auch: „Autoritäten“), sogenannte „normale Mitbürger“ und „Mitglieder persönlicher Netzwerke“ (S. 199). Diese werden im Hinblick auf ihre jeweilige Basis der Konstitution oder Generierung von

5 Wiederum scheint mir herauszustellen, dass diese Argumentation immer schon den Umstand der Fragwürdigkeit der Vertrauenswürdigkeit eines Informanten zur Voraussetzung hat. Stets geht es hier also um einen reflexiven Modus (s. u. unter IV).

6 Für eine Übersicht über den wissenssoziologischen Ansatz von Schütz vgl. Endreß (2006a: 99-125).

„Glaubwürdigkeit“ betrachtet (S. 196-198). Was, so die Frage von Baumann, kann im jeweiligen Fall ein Urteil über die „Zuverlässigkeit dieser Quellen“ erzeugen oder zumindest fördern (S. 199)? Auffällig ist für diesen Schritt seiner Argumentation, dass die zuvor angeführten Typen von Plausibilitätsgeneratoren in diesem Zusammenhang nicht herangezogen werden, um die fraglichen Konturen dieser „Zuverlässigkeit“ analytisch weiter auszuleuchten. Beide Bausteine seiner Argumentation bleiben so eigentümlich unvermittelt nebeneinander stehen.

Es scheint mir nun vor allem aber fraglich, ob mit Blick auf diese „Idealtypen“ von einer analytisch konsistenten Unterscheidung gesprochen werden kann. Hinsichtlich ihrer informationellen „Güte“ sind diese drei Quellen in epistemologischer Hinsicht wohl zunächst strukturell indifferent gegeneinander. Denn so sehr ich Baumanns Auffassung teile, dass bezogen auf diese drei Typen von Wissensressourcen typischerweise unterschiedliche Vertrauensformen dominant auftreten, so unbefriedigend scheint mir eine Unterscheidung von „Typen des Vertrauens“ (S. 199) aufgrund einer Klassifizierung unterschiedlicher Informationsquellen. In dieser Argumentationslogik wird die soziale Positionierung von Akteuren (u. a. entlang der Achse Nähe-Distanz) unmittelbar mit der Unterscheidung von Vertrauensformen kurzgeschlossen. Analytisch angemessener wie auch von vorrangiger Bedeutung für eine soziologische Untersuchung des Vertrauensphänomens erschiene mir demgegenüber ein Ausgang von „Modi“ des Vertrauens. Diese weisen empirisch typischerweise zwar vermutlich eine spezifische Verteilung im Hinblick auf soziale Konstellationen und Positionen auf, lassen sich aber auf diese eben nicht einfach zurückführen. Das erinnert an ein klassisches Argument der Soziologie: So ist, worauf schon Schütz mit Blick auf Missverständnisse hinsichtlich des Intimitätsgrades von Face-to-face-Beziehungen hingewiesen hatte, die analytische Achse Nähe-Distanz (raum-zeitliche Gemeinsamkeit) strukturell neutral gegenüber der Auszeichnung besonders ausgeprägter Vertrauensbeziehungen, wie es das Sitzen im Zugabteil im Kontrast bspw. zum Austausch von Zärtlichkeiten eines Paares anschaulich macht.

IV.

Auf dieser Grundlage möchte ich mich nun den drei unterschiedenen „Idealtypen epistemischen Vertrauens“ zuwenden. Das den Beitrag von Michael Baumann im Kern leitende Problem der Möglichkeiten und Chancen der Einschätzung von Kompetenz anerkannter, sogenannter oder als solcher eingeführter „Experten“ ist m. E. insofern als ein Metaproblem zu begreifen als diese vorrangig auf die Frage nach der Selbstzuschreibung einer Kompetenz zur Einschätzung von Kompetenz zielt. Ein Metaproblem, dessen sowohl methodologische wie gesellschaftstheoretische Konditionen wie Implikationen Baumann sieht (S. 193 f.). Die vielfältigen Institutionalisierungsprozesse von Kompetenz, Expertise und – nicht zu vergessen! – Beratung führen offenkundig auch für Baumann letztlich zu einer Verschiebung des Vertrauensproblems und der Vertrauensadressierung: weg von den jeweils agierenden Personen hin zu den von ihnen oder durch sie repräsentierten Institutionen, Agenturen etc. (S. 194). Letztlich wäre hier dann wohl von einer weiteren, einer zweiten „Mediatisierung“ (um einen Begriff von Habermas zu verwenden) zu sprechen: der primären Bedeutung mittelbarer Erfahrung

korrespondiert (zumindest unter fortgeschrittenen gesellschaftlichen Bedingungen) eine forcierte Bedeutung ebenso mittelbarer Formen der Vertrauensgabe oder von Vertrauenswürdigkeitszuschreibungen über Institutionen und Organisationen.⁷

Wie aber prüft nun der Nicht-Experte den von Akteuren beanspruchten oder ihnen „gesellschaftlich“ zugeschriebenen Expertenstatus? Welche Chancen stehen ihm zu Gebote, „epistemische Vertrauenswürdigkeit“ einzuschätzen, zu beurteilen, zu bestätigen, zu attestieren. Wenig überzeugend scheint mir diesbezüglich die von Baumann herangezogene Unterscheidung von esoterischen und exoterischen Expertenstatements, deren letztere einer Überprüfung zugänglich sein sollen. Denn der alleinige Umstand der Adressierung impliziert gegebenenfalls das Bemühen um alltagstaugliche Verständlichkeit oder generell eine ausgeprägtere Bereitschaft zur Verständlichkeit. Aber dies allein impliziert, wie nicht zuletzt die Dialoge Platons so nachdrücklich dokumentieren, noch keineswegs die Möglichkeit eigener Überprüfbarkeit (S. 195). Und der Hinweis auf die pragmatische Bewährung von bspw. medizinischen Expertisen oder therapeutischen Maßnahmen trifft vermutlich nicht den Kern des Problems und scheint ein eher abkünftiger Modus, denn die Frage der Bewährung stellt sich ja zumeist schon bei Fragen der adäquaten Diagnose und der Wahl der „richtigen“ Behandlungsform. Zudem: wann eigentlich ist eine Therapie erfolgreich? In welchen Zeithorizonten, mit welcher Verlaufsgestalt (bspw. angesichts von Rückschlägen), mit welchen kurz- wie langfristigen Nebenfolgen? Somit scheint die Annahme, dass „wissenschaftliche Disziplinen mit einer direkten Verbindung zu Technologien oder anderen praktischen Anwendungen ... einen großen Output an exoterischen Aussagen [produzieren], die praktisch von jedermann verifiziert oder falsifiziert werden können“ (S. 195) – wenn auch auf der Basis wiederum wesentlich mittelbaren Erfahrungswissens (S. 196) – entweder Ausdruck fragloser oder vorbehaltloser Technikgläubigkeit oder aber ausschließlich für Bagatellfälle relevant.⁸ Jedenfalls vermag sie m. E. keine Begründung oder Erklärung für die Vertrauensgabe an Experten bereitzustellen.

Ein weiterer Einwand tritt m. E. hinzu. Denn inwiefern handelt es sich bei derartigen Kriterien dann um „gesellschaftlich etablierte Kriterien“ im Sinne „heuristischer Leitlinien“ zur „Identifikation von vertrauenswürdigen Mitbürgern“ (S. 196), auf die Baumanns Argument abstellt. Diese Kriterien dürften nicht nur sozusagen milieuspezifisch erheblich changieren, sondern dieser Rekurs steht auch im wenn nicht Widerspruch so doch Kontrast zur leitenden Annahme individueller Vertrauenswürdigkeitskalküle. So wird spätestens an dieser Stelle deutlich, dass Baumanns Urteil einer besonders erfolgversprechenden Kooperationsoption von Soziologie und Sozialer Erkenntnistheorie sich der Prädominanz individueller Entscheidungskonstellationen im Rahmen von Rational-Choice-Ansätzen verdankt; einer Perspektive aus der heraus sich dann das Untersuchungsanliegen der Sozialen Erkenntnistheorie nachvollziehbar als Ergänzung anbietet. Entsprechend führt Baumann die Form „persönlichen Vertrauens“ im Unterschied zu den beiden vorgenannten, seines Erachtens wesentlich intersubjektiv

7 Wobei systematisch Institutionalisierungsprozesse von Professionalisierungsprozessen zu unterscheiden bleiben.

8 Unberücksichtigt bleiben bei Baumann im Übrigen die Kriterien bzw. Prozesse der Zuweisung von Vertrauenswürdigkeit bzw. des Entzuges dieser Qualifizierung zwischen Experten!

strukturierten Formen des Vertrauens dann auch quasi als individuelle Wissensakkumulationsressource ein (S. 197 f.).

Vertrauen in Experten oder Wissenschaftler, Vertrauen in Zeitgenossen oder Mitbürger und Vertrauen in „persönlich Vertraute“ oder Nahestehende, diese drei Beziehungs- oder Interaktionskonstellationen dienen Baurmann zur Unterscheidung von „Idealtypen“ epistemischen Vertrauens oder von „drei Arten von epistemischen Quellen“ (S. 199) oder – und m.E. analytisch am präzisesten – von drei Ausprägungen „epistemischer Vertrauenswürdigkeit ... über die heuristische Anwendung gesellschaftlich etablierter Indikatoren und Kriterien“ (S. 197). Anders formuliert: Akteure sind in komplexen gesellschaftlichen Konstellationen kontinuierlich auf die Rezeption mittelbaren, sozialen Erfahrungswissens angewiesen um ein hinreichend generalisiertes und differenziertes (und mehr oder weniger explizites) Wissen zur Bewältigung vielfältiger sozialer Situationen zu erwerben. Das ist unstrittig. Aber die dafür vorrangig relevante Erörterung der zuvor eingeführten Plausibilitätsgeneratoren (S. 192 f.) wird von Baurmann leider gerade ausgespart.

V.

Das Fehlen entsprechender Überlegungen zeitigt deshalb systematische Konsequenzen, weil deren Erörterung m. E. konsequent zu Differenzierungen hinsichtlich des Vertrauensbegriffs führen müsste. Systematisch zu unterscheiden sind meiner Auffassung zufolge die Modi des Wissens um Vertrauenswürdigkeit, des Ausgehens von Vertrauenswürdigkeit und des Vertrauens auf Vertrauenswürdigkeit. Gerade weil die damit angezielten Unterscheidungen sowohl im Rahmen Alltagssprachlichen Gebrauchs als auch im Kontext wissenschaftssprachlicher Konventionen regelmäßig (und nur partiell pragmatisch bedingt) verwischt werden, scheint die grundlagentheoretische Reflexion ihrer konstitutiven Differenz unabdingbar.

Meinem Vorschlag zufolge sind drei Typen oder Modi von Vertrauen aus systematischen Gründen zu unterscheiden, die in soziologischen wie sozialwissenschaftlichen Debatten typischerweise miteinander vermengt und damit nivelliert werden: fungierendes Vertrauen als konstitutiver Modus; habitualisiertes Vertrauen als pragmatisch wirksame Routinegrundlage und Interaktionsprodukt des Handelns und schließlich thematisch-reflexives Vertrauen als kognitiver Modus und strategische Handlungsressource. Mit anderen Worten: Während reflexives Vertrauen *per definitionem* thematisch ist und habitualisiertes Vertrauen potenziell thematisch werden kann, also zumindest prinzipiell thematisierbar ist, ist demgegenüber der Modus fungierenden Vertrauens als prinzipiell vor-thematisch, d. h. aus systematischen Gründen nicht thematisierbar (vgl. Endreß 2010a).

Auseinanderzuhalten ist danach ein pragmatisch wirksamer habitualisierter Modus des Vertrauens, der als empirische Basis des Gelingens sozialer Beziehungen wie auch der Routinegrundlagen alltäglichen Handelns verstanden werden muss, und ein konstitutiver Modus des Vertrauens, der als solcher unverzichtbar (und zwar nicht empirisch, sondern konstitutionell) ist für jedwedes Handeln und Interagieren als solches. Aus diesem Grund kann der Typus reflexiven Vertrauens weder als primäre noch gar als einzige Ressource kooperativen Handelns, sozialer Beziehungen oder institutioneller Ar-

rangements begriffen werden; Konstellationen, in denen Akteure sich auf die Vertrauenswürdigkeit von Wissen stützen. Es erweist sich damit als Kurzschluss, das Vertrauensphänomen auf den Aspekt reflexiven Vertrauens auch und gerade für sozialwissenschaftliche Reflexionszwecke zu reduzieren. Aus systematischen Erwägungen muss zwischen den drei Typen des fungierenden, des habitualisierten und des reflexiven Vertrauens unterschieden werden.⁹ Der von Baurmann favorisierte Begriff des epistemischen Vertrauens changiert zwischen diesen Typen, weshalb die Konturen nicht zuletzt der angezielten Kooperationschancen und -erfordernisse mit der Sozialen Erkenntnistheorie unklar bleiben.

VI.

Der von Baurmann schließlich unterstellte, starke Zusammenhang zwischen einer „offenen Gesellschaft“ und einem „hoch generalisierten sozialen Vertrauen“ (S. 199) scheint mir daher deutlich problematischer und ambivalenter. Transparenz dürfte typischerweise dazu angetan sein, Vertrauenskonstellationen ebenso wie eine Vertrauenskultur zu generieren (vgl. Sztompka 1999), jedoch ist systematisch zwischen der Institutionalisierung eines gesellschaftlichen Modus der Wissenserzeugung und -verbreitung auf der einen und der Typik sozialen Vertrauens auf der anderen Seite zu unterscheiden, denn ebenso wenig wie eine gesellschaftliche Grundordnung nicht das „Ergebnis individueller rationaler Strategien des Wissenserwerbs“ ist (S. 199), so folgen aus diesen Strategien *eo ipso* auch noch keine Vertrauensbeziehungen oder -verhältnisse. Das ebenso epistemologisch wie politisch relevante Problem der konstitutiven Differenz zwischen als „subjektiv gerechtfertigt“ angesehenen gleichwohl aber als „objektiv falsch“ anzusehenden Einschätzungen und Beurteilungen (S. 199) scheint mir ein Grundphänomen der Sozialwelt, für die bezogen auf das je in ihr Artikulierte stets von dessen Historizität, Perspektivität und Relationalität auszugehen ist.

Einig bin ich mit Michael Baurmann jedoch insbesondere darin, dass einer wissenschaftsanalytischen (wissenssoziologischen) Perspektive für die methodologische Reflexion wie für die Grundlegung des Forschungsprofils der Soziologie herausragende Bedeutung zukommt. Insgesamt stellt sich mir aber die Frage, welches Forschungsprofil und welcher Zuschnitt „wissenssoziologische(r) Forschung“ (S. 199) für Baurmann aus dieser Überlegung folgt. Ein Hinweis beschränkt sich auf die Aufgabe der Analyse kontextspezifischer Bedingungen für die „Überprüfung epistemischer Vertrauenswürdigkeit“ (S. 193 f.), ein weiterer auf die erforderliche Analyse der Beziehungen, Hierarchien, Entwicklungsdynamiken und Gleichgewichtsverhältnisse, die sich aus den situativ-spezifischen Beziehungsmöglichkeiten zwischen den drei „Typen des Vertrauens“ einstellen können (S. 199). Das sind ohne Zweifel wichtige Detailfragen, die allerdings kaum Auskunft weder über den generellen Zuschnitt des angezielten Forschungsprogramms noch auch über dessen *sur plus* gegenüber dem breiten theoretischen und forschungspraktischen Angebot wissenschaftsanalytischer Varianten der Soziologie geben. In dieser Richtung scheinen mir zumindest einige weitergehende Ausführungen notwendig;

⁹ Insbesondere die Opposition zwischen dem Modus des Wählens aufgrund rationaler Kalkulation und einer pragmatischen Hintergrundressource tritt also augenfällig zu Tage.

zumal bisweilen ein ausgesprochen souveränes Ignorieren der im Rahmen der wissenschaftlichen Tradition bereits vorgetragenen konzeptionellen Überlegungen wie empirischen Anstrengungen doch irritiert. M. E. folgt für die Frage einer ebenso möglichen wie ertragreichen Kooperation von Sozialer Erkenntnistheorie und wissenschaftlich angelegter Soziologie vor allem die Einsicht in die Notwendigkeit einer systematischen Inventarisierung vorliegender wissenschaftlicher Forschungserträge im Horizont der die Protagonisten der Sozialen Erkenntnistheorie beschäftigenden Fragen. Allzu offenkundig wird hier bisweilen das Rad in anderer disziplinärer Ummantelung gewissermaßen neu erfunden. Die Soziologie könnte entsprechend ihren erzielten Forschungsstand weit offensiver kommunizieren und sich so im interdisziplinären Gespräch positionieren.

Literatur

- Antony, Louise. 2006. The socialization of epistemology. In *The Oxford handbook of contextual political analysis*, eds. Robert E. Goodin, Charles Tilly, 58-77. Oxford: Oxford UP.
- Baurmann, Michael. 2002. Vertrauen und Anerkennung. Wie weiche Anreize ein Vertrauen in Institutionen fördern können. In *Neuer Institutionalismus. Zur soziologischen Erklärung von Organisationen, Moral und Vertrauen*, Hrsg. Andrea Maurer, Michael Schmid, 107-132. Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Baurmann, Michael. 2006. Kritische Prüfung ist gut, Vertrauen ist unvermeidlich? Individuelle und kollektive epistemische Rationalität. In *Wissenschaft, Religion und Recht. Hans Albert zum 85. Geburtstag*, Hrsg. Eric Hilgendorf, 239-261. Berlin: Logos.
- Baurmann, Michael. 2007. Markt und soziales Kapital: making democracy work. In *Politisches Denken. Jahrbuch 2006/2007*, Hrsg. Karl Graf Ballestrem (†), Volker Gerhardt, Henning Ottmann, Martyn P. Thompson, Barbara Zehnpeinig, 129-155. Berlin: Duncker & Humblot.
- Baurmann, Michael. 2010. Kollektives Wissen und epistemisches Vertrauen. Der Ansatz der Sozialen Erkenntnistheorie. In *Soziologische Theorie kontrovers*, Hrsg. Steffen Sigmund, Gert Albert, 185-201. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Baurmann, Michael, and Bernd Lahno. 2002. Vertrauen, Kooperation und große Zahlen. In *Politisches Vertrauen. Soziale Grundlagen reflexiver Kooperation*, Hrsg. Rainer Schmalz-Bruns, Reinhard Zintl, 191-220. Baden-Baden: Nomos.
- Berger, Peter L., and Hansfried Kellner. 1965. Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens. *Soziale Welt* 16: 220-235.
- Berger, Peter L., and Thomas Luckmann. 1969. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Coleman, James S. 1990. *Foundations of social theory*. Cambridge, MA: Harvard UP.
- Endreß, Martin. 2000a. Soziologie als methodischer Relationismus. Karl Mannheims Auseinandersetzung mit der Relativismusproblematik als Kern seiner wissenschaftlichen Analyse der Moderne. In *Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1996*, Hrsg. Martin Endreß, Ilja Sruba, 329-351. Opladen: Leske + Budrich.
- Endreß, Martin. 2000b. Anthropologie und Moral. Soziologische Perspektiven. In *Anthropologie und Moral. Philosophische und soziologische Perspektiven*, Hrsg. Martin Endreß, Neil Roughley, 53-97. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Endreß, Martin. 2001. Vertrauen und Vertrautheit. Phänomenologisch-anthropologische Grundlegung. In *Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts*, Hrsg. Martin Hartmann, Claus Offe, 161-203. Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Endreß, Martin. 2002. *Vertrauen*. Bielefeld: transcript.
- Endreß, Martin. 2004. Foundations of trust. Introductory remarks on the sociology of trust. In *Trust and social transformation. Theoretical approaches and empirical findings from Russia*, ed. Heiko Schrader, 15-30. Münster: LIT.

- Endreß, Martin. 2006a. *Alfred Schütz* (Klassiker der Wissenssoziologie. Bd. 3). Konstanz: UVK.
- Endreß, Martin. 2006b. Varianten verstehender Soziologie. In *Max Webers „Grundbegriffe“. Kategorien der kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschung*, Hrsg. Klaus Lichtblau, 21-46. Wiesbaden.
- Endreß, Martin. 2008. Reflexive Wissenssoziologie als Sozialtheorie und Gesellschaftsanalyse. Zur phänomenologisch fundierten Analytik von Vergesellschaftungsprozessen. In *Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen*, Hrsg. Jürgen Raab, Michaela Pfadenhauer, Peter Stegmaier, Jochen Dreher, Bernt Schnetder, 85-95. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Endreß, Martin. 2010a. Vertrauen – soziologische Perspektiven. In *Vertrauen – zwischen sozialem Kitt und der Senkung von Transaktionskosten*, Hrsg. Matthias Maing, 91-113. Karlsruhe: KIT.
- Endreß, Martin. 2010b. Verstehende Soziologie(n) und hermeneutische Tradition(en). In *Alfred Schütz und die Hermeneutik*, Hrsg. Michael Staudigl. Konstanz: UVK (im Druck).
- Endreß, Martin. 2010c. Trust and structures of belonging. In *Social capital, social identities: from ownership to belonging*, eds. Dieter Thomä, Christoph Henning, Hans Bernhard Schmid. Berlin, New York: de Gruyter (im Druck).
- Gambetta, Diego, ed. 1988. *Trust: making and breaking cooperative relations*. Oxford, Cambridge, MA: Blackwell.
- Goldman, Alvin. 2006. Social epistemology, <http://plato.stanford.edu/entries/epistemology-social/> (Stand: 06.12.2009).
- Scholz, Oliver. 2001. Das Zeugnis Anderer. Prolegomena zu einer sozialen Erkenntnistheorie. In *Erkenntnistheorie. Positionen zwischen Tradition und Gegenwart*, Hrsg. Thomas Grundmann, 354-375. Paderborn: Mentis.
- Schütz, Alfred. 1946. Der gut informierte Bürger. In *Gesammelte Aufsätze 2*, Hrsg. Alfred Schütz, 85-101. Den Haag: Nijhoff.
- Schütz, Alfred. 2003. *Werkausgabe* Bd. V.1: *Theorie der Lebenswelt. Die pragmatische Schichtung der Lebenswelt*, Hrsg. Martin Endreß, Ilja Sruba. Konstanz: UVK.
- Sztompka, Piotr. 1999. *Trust. A sociological theory*. Cambridge: Cambridge UP.
- Wilholt, Torsten. 2007. Soziale Erkenntnistheorie. *Information Philosophie* 35: 46-53.

Korrespondenzanschrift: Prof. Dr. Martin Endreß, Universität Trier, FB IV – Soziologie, Universitätsring 15, 54286 Trier
E-Mail: endress@uni-trier.de

REPLIK

DIE HEURISTIK EPISTEMISCHEN VERTRAUENS

Michael Baumann

Zusammenfassung: Heuristische Entscheidungsregeln empfehlen ein bestimmtes Verhalten, ohne dass der Akteur alle Alternativen abwägen und einem Optimierungsprinzip folgen muss. Eine solche Orientierung an Heuristiken kann eine rationale Strategie sein, weil heuristische Regeln eine Reduktion von Entscheidungskosten erlauben und zufriedenstellende oder sogar gute Entscheidungen ermöglichen können. Die Orientierung an heuristischen Regeln spielt auch eine wichtige Rolle, wenn es um die Akzeptanz der Zeugnisse anderer Personen geht. Das gilt im Besonderen in der Beziehung zwischen Laien und Experten, bei der die Heuristiken auf den gesellschaftlich etablierten Kriterien für epistemische Vertrauenswürdigkeit und Expertise beruhen.

Martin Endreß hat Recht, wenn er feststellt, dass die Herausgeber mit uns zwei Autoren ins Gespräch gebracht haben, deren theoretische Ansätze „paradigmatisch weit auseinander liegen“. Ich möchte ihm deshalb zunächst dafür danken, dass er sich der unter diesen Bedingungen für ihn nicht unbedingt vergnüglichen Aufgabe eines Kommentars in einer unpolemischen und sachorientierten Weise gestellt hat.

In seinem Kommentar spricht Endreß eine ganze Reihe von aus seiner Sicht kritischer und kritikwürdiger Punkte an, die ich in einer kurzen Replik nicht alle aufgreifen kann. Ich möchte mich deshalb auf einen wesentlichen Aspekt konzentrieren, der in der Tat von mir nur ungenügend ausgeführt wurde und dessen Vertiefung nicht nur geeignet sein mag, einige der kritischen Einwände von Endreß zu relativieren, sondern die darüber hinaus die Perspektive einer Verbindung von Sozialer Erkenntnistheorie mit einem Rationalen Akteur-Ansatz weiter verdeutlichen könnte. Es geht um die Heuristik epistemischen Vertrauens und ihre Einbettung in eine Theorie rationalen Handelns.

Endreß moniert, dass die von mir behauptete Affinität zwischen Sozialer Erkenntnistheorie und einem Rational Choice-Ansatz nicht einleuchtend belegt sei. Unter anderem bliebe die Beziehung zwischen „rationaler Meinungsbildung“ und „rationaler Rechtfertigung“ ebenso unklar wie der Unterschied zwischen „pragmatischer“ und „kognitiver Rationalität“ (S. 204). Gerade dieser Unterschied sei aber wesentlich, weil „sich die Frage nach der Güte des Zeugnischarakters von Wissen in alltäglichen und wissenschaftlichen ... Kontexten unterschiedlich stellt. ... im Kern im Alltag pragmatisch und in wissenschaftlich-politischen Kontexten vorrangig kognitiv“ (S. 206). Endreß ist zwar wie ich der Auffassung, dass in allen „Konstellationen der Wissensvermittlung“ die „epistemologische Rolle des Vertrauens“ zentral sei, dieser Rolle könne man aber nicht umfassend gerecht werden, wenn man sich mit einem Fokus auf die strategische Struktur eines Informationstransfers auf die „rational- oder entscheidungs-

analytische Reflexionslinie von Analysen zum Vertrauensphänomen“ beschränke (S. 206). Endreß legt dagegen großen Wert auf die Feststellung, dass man „aus systematischen Erwägungen“ zwischen drei „Typen oder Modi von Vertrauen“ unterscheiden müsse: „fungierendes Vertrauen als konstitutiver Modus; habitualisiertes Vertrauen als pragmatisch wirksame Routinegrundlage und Interaktionsprodukt des Handelns und schließlich thematisch-reflexives Vertrauen als kognitiver Modus und strategische Handlungsressource“. Der Typus reflexiven Vertrauens könne „weder als primäre noch gar als einzige Ressource kooperativen Handelns, sozialer Beziehungen oder institutioneller Arrangements begriffen werden“ (S. 210). Ein solcher eingeschränkter Blick sei aber für Rational-Choice-Ansätze und damit auch für meine Sichtweise charakteristisch.

Die Bedeutung der Typologie von Endreß ist mir zwar nicht in allen Facetten klar geworden – insbesondere hat sich mir auch bei weiterer Lektüre (z. B. Endreß 2002: 68 ff., 2004) nicht erschlossen, was ein „fungierendes Vertrauen als konstitutiver Modus“ ist und warum ein solches Vertrauen aus „systematischen Gründen nicht thematisierbar“ (S. 210) sein soll. Unabhängig davon bin ich jedoch ebenfalls der Auffassung, dass Vertrauen im allgemeinen und auch im epistemischen Bereich unterschiedliche Grundlagen haben kann und dass sich diese Unterschiede bis zu einem gewissen Grad in der von Endreß vorgeschlagenen Typologie spiegeln. Ich will deshalb erstens zeigen, dass im Rahmen meiner Sichtweise die „Heuristik epistemischen Vertrauens“ eine zentrale Rolle spielt und man auf dieser Grundlage zwischen einem „habitualisierten“ und einem „kognitiv-reflexiven Vertrauen“ und damit in gewisser Weise auch zwischen einer „pragmatischen“ und „kognitiven Rationalität“ unterscheiden kann; und zweitens will ich andeuten, wie sich eine pragmatische Orientierung an heuristischen Regeln im Rahmen einer individualistischen Theorie rationalen Handelns erklären lässt.

Ich habe meine Sichtweise allerdings mit Bedacht nicht als *Rational-Choice-Ansatz*, sondern als *Rationaler-Akteur-Ansatz* charakterisiert. Der Grund dafür ist, dass man bei einem engen Verständnis von Rational Choice diesen Ansatz in der Tat mit einer einseitigen Festlegung auf rationales Entscheiden im Sinne einer Maximierungsstrategie assoziieren kann, also mit der Prämisse, dass jeder rationale Akteur in jeder Entscheidungssituation bei gegebenen Präferenzen und Restriktionen das Ergebnis seiner Handlungswahl optimieren will – durch „Reflexion“ aller Optionen und ihrer wahrscheinlichen Folgen. Ein Rationaler-Akteur-Ansatz unterstellt dagegen nicht, dass rationales Handeln immer einem Optimierungsprinzip folgen muss, sondern dass es sich im Sinne einer „bounded rationality“ oder einer „ökologischen Rationalität“ auch an bestimmten „Frames“ oder Heuristiken orientieren kann. Nach dieser erweiterten Rationalitätskonzeption kann ein „pragmatisches“ Handeln, das im Alltag routinemäßig „bis auf Weiteres“ bewährte Heuristiken anwendet, ebenso rational sein wie ein „reflexives“ Handeln, das in anderen Kontexten tatsächlich ein Optimierungsprinzip umsetzt.

Was sind die Ausgangspunkte aus der Sicht eines solchen Rationalen-Akteur-Ansatzes bei der Analyse eines Informationstransfers durch Zeugnis? Erstens wäre es irrational für einen Rezipienten, generell „blind“ zu vertrauen und bedingungslos jedes Zeugnis als wahr zu akzeptieren. Zweitens wäre es ebenfalls irrational, bedingungsloses Misstrauen zu praktizieren und kein Zeugnis als wahr zu akzeptieren. Einzig rational ist deshalb die Befolgung einer diskriminierenden Strategie, mit der zwischen akzeptablen und unakzeptablen Zeugnissen unterschieden werden kann. Drittens aber kann eine

solche diskriminierende Strategie, wie immer sie auch aussehen mag, nicht einem Optimierungsprinzip folgen, nach dem jeder Rezipient in jedem Einzelfall eines Informationstransfers versuchen müsste, die epistemische Vertrauenswürdigkeit eines Informanten umfassend und abschließend zu überprüfen. Die Kosten solcher Einzelfallprüfungen wären prohibitiv und die Menge an Informationen, die man auf diese Weise akzeptieren könnte, wäre drastisch reduziert.

Daraus folgt, dass man in den meisten epistemischen Kontexten auf die Verwendung von *heuristischen* Regeln angewiesen ist, die möglichst einfach anwendbare Kriterien an die Hand geben, mit denen sich die normalerweise vertrauenswürdigen Informationsquellen identifizieren lassen. Heuristische Regeln haben den Charakter von Standardregeln, die für bestimmte Situationen ein bestimmtes Verhalten empfehlen, ohne dass der Akteur alle Alternativen abwägt und eine optimale Wahl zu treffen versucht. Wie ich bereits in meinem Aufsatz betont habe, kann eine solche Orientierung an Heuristiken eine vollkommen rationale Strategie sein, auch wenn heuristische Entscheidungsregeln nicht immer zu der bestmöglichen Wahl anleiten. Heuristische Regeln erlauben aber eine massive Reduktion von Entscheidungskosten, die in einer komplexen und unsicheren Umwelt schnell den Wert „optimierter“ Entscheidungen aufwiegen. Wenn es sich um zuverlässige, an die jeweiligen Entscheidungsumwelten hinreichend angepasste Regeln handelt, ermöglichen sie zufrieden stellende oder sogar gute Entscheidungen. Heuristiken können funktionieren, weil Entscheidungsumwelten in vielen Bereichen relativ konstant bleiben. Da aber Änderungen oder außergewöhnliche Bedingungen im Einzelfall nicht ausgeschlossen werden können, brauchen heuristische Regeln eine „Ausstiegsoption“: „In Situationen vom Typ S soll man x tun, *es sei denn* ...“. Liegen außergewöhnliche Bedingungen vor, kann es angeraten sein, unmittelbar zu einer Einzelfallprüfung zu wechseln, es kann aber auch sein, dass es eine Hierarchie von heuristischen Regeln gibt, die im Fall besonderer Umstände zunächst auf eine stärker spezifizierte heuristische Regel verweisen. Ändert sich die Entscheidungsumwelt allerdings grundsätzlich, müssen auch die heuristischen Regeln insgesamt angepasst werden. Heuristische Regeln fordern deshalb keine „blinde“ Befolgung, kein „traditionales“ Handeln im Sinne einer internalisierten Bindung an Herkommen und Gewohnheit. Sie bleiben in den „reflexiven“ Modus rationalen Entscheidens „eingebettet“ und können im Prinzip jederzeit durch ihn abgelöst werden.

Es bedarf nun keiner vertieften empirischen Studie, um festzustellen, dass Menschen tatsächlich solche heuristischen Regeln in großer Zahl verwenden, wenn sie die Zeugnisse anderer Personen akzeptieren, angefangen von der Auskunft des „Manns auf der Straße“ bis hin zu den Diagnosen von Ärzten und Rechtsanwälten oder den Gutachten von Experten und Wissenschaftlern. Das führt dazu, dass die Akzeptanz von Zeugnissen in vielen Kontexten in der Tat habitualisiert und unreflektiert erfolgt, weil sie nicht auf überlegten und kalkulierten Entscheidungen, sondern auf der routinemäßigen Befolgung von Regeln beruht. Diese Regeln haben aber sehr unterschiedliche Inhalte. Endreß hat Recht mit seinem Hinweis, dass sie „milieuspezifisch erheblich changieren“ (S. 209), d. h. sie variieren mit dem jeweiligen epistemischen Kontext. Diese Varianz ist auch notwendig, denn heuristische Regeln müssen an ihre jeweiligen Umwelten angepasst sein, wenn sie ihre Funktion als zuverlässige Leitprinzipien erfüllen sollen. Dabei kann man von zwei Extremen ausgehen. So spricht einerseits viel dafür, dass es für unsere epistemische Praxis unverzichtbar ist, in bestimmten Bereichen stan-

ardmäßig erst einmal von der Wahrheit eines Zeugnisses auszugehen, solange es keine entgegenstehende Evidenz gibt. Sprache, so wie wir sie kennen und verwenden, könnte kaum funktionieren, wenn wir in vielen Kontexten nicht unterstellen würden, dass andere Sprecher normalerweise die Wahrheit sagen und zutreffende Informationen vermitteln. Ein solches Prinzip eines „epistemischen Grundvertrauens“ ist erfolgreich, weil Kommunikation häufig unter Bedingungen stattfindet, unter denen ein reines Koordinationsinteresse bei den Beteiligten besteht, ein gemeinsames Interesse an wechselseitiger Verständigung, und unter denen eine hinreichende kommunikative und epistemische Kompetenz der Sprecher vorliegt. Ein „epistemisches Grundvertrauen“ existiert, ähnlich wie das Endreß für ein „fungierendes Vertrauen als konstitutiver Modus“ annimmt, normalerweise als implizite Hintergrundannahme und wird nicht „thematisiert“. Allerdings folgt daraus nicht, dass es grundsätzlich nicht thematisierbar ist. Wenn außergewöhnliche Bedingungen vorliegen, dann kann auch dieses Prinzip zugunsten einer „skeptischen“ Überprüfung der Vertrauenswürdigkeit der Interaktionspartner zurückgestellt werden.

Wenn man sich zu der anderen Seite des Extrems möglicher epistemischer Heuristiken bewegt, wird epistemisches Vertrauen (zunehmend) vom Vorliegen spezifizierter Bedingungen abhängig. Das ist evident und ausgeprägt in Bereichen, in denen ein Informant über eine besondere Kompetenz verfügen muss. Es kann aber auch um Situationen gehen, die nicht durch gemeinsame Koordinationsinteressen, sondern durch konfliktorische Interessen bestimmt werden und in denen man zwischen aufrichtigen und opportunistischen Informanten unterscheiden können muss.

Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang die Beziehung zwischen Experten und Laien. Endreß bemängelt zu Recht, dass in meiner Darstellung der Zusammenhang zwischen gesellschaftlich etablierten Kriterien zur Identifizierung von Experten und heuristischen Leitlinien sowie das Verhältnis zwischen solchen Kriterien und „individuelle(n) Vertrauenswürdigkeitskalküle(n)“ nicht klar wird (S. 209). Unter gesellschaftlich etablierten Kriterien für Experten verstehe ich etwa die offiziell lizenzierten Indikatoren für akademische Expertise, wie Zeugnisse, Diplome oder Dokortitel. Diese gesellschaftlichen Kriterien können von Laien in heuristischen Regeln verwendet werden, um vertrauenswürdige Experten zu identifizieren: „Akzeptiere die medizinische Diagnose eines Informanten, wenn er ein Medizinstudium erfolgreich abgeschlossen und als Arzt approbiert ist, es sei denn ...“.

Aber das Vertrauen in gesellschaftlich etablierten Kriterien für Expertise ist selber ein erklärungsbedürftiges Faktum: Ihre Inkorporation in heuristische Regeln setzt ja voraus, dass man ihre grundsätzliche Verlässlichkeit unterstellt. Auch in dieser Hinsicht stellt sich deshalb die Frage, wie sich eine pragmatische Orientierung an heuristischen Regeln mit einer individualistischen Theorie rationalen Handelns erklären lässt. Bei einer solchen Erklärung muss aber der „Rekurs“ auf gesellschaftliche Kriterien nicht, wie Endreß annimmt, im „Widerspruch“ oder „Kontrast“ zur „leitenden Annahme individueller Vertrauenswürdigkeitskalküle“ stehen (S. 209). Die individualistische Perspektive oder der Anspruch, die Akzeptanz heuristischer Regeln auf individuell rationales Handeln zurückzuführen, kommt in diesem Fall vielmehr gerade dadurch zum Tragen, dass man untersucht, inwieweit es aus der Sicht des individuellen Rezipienten gute Gründe geben kann, die Zuverlässigkeit der gesellschaftlichen Kriterien für epistemi-

sche Vertrauenswürdigkeit und damit auch der auf ihnen beruhenden Heuristiken anzunehmen.

Diese Fragestellung tangiert das grundlegende Problem, wie Laien überhaupt in der Lage sein können, die spezielle Kompetenz von Experten zu beurteilen. Ich habe in diesem Zusammenhang eine Idee von Alvin Goldman aufgegriffen, der vorschlägt, zwischen esoterischen und exoterischen Aussagen zu unterscheiden. Esoterische Aussagen gehören demnach zu dem „inneren“ Bereich des Expertenwissens, den Laien nicht verstehen und bewerten können. Exoterische Aussagen sind demgegenüber Aussagen von Experten, die für Laien verständlich sind und deren Wahrheitswert sie ohne ein Spezialwissen überprüfen können. Die These ist, dass Laien auf diese Weise plausible und damit rational begründete Rückschlüsse auf die besondere Kompetenz von Experten ziehen können.

Endreß hält diesen „Hinweis auf die pragmatische Bewährung“ von Expertenwissen für wenig überzeugend (S. 209). In bester soziologischer Tradition kritischer Distanzierung hält er mir „vorbehaltlose Technikgläubigkeit“ vor, weil ich, offenbar naiv, behaupte, dass in vielen Bereichen von Wissenschaft und Technik ein großer Output an exoterischen Aussagen produziert wird, die in der alltäglichen Praxis einer modernen Zivilisation kontinuierlich überprüft werden. Dieses Erfahrungswissen vermag nach Endreß aber keine „Begründung oder Erklärung für die Vertrauensgabe an Experten bereitzustellen“ (S. 209). Er selbst nennt keine alternative Begründung oder Erklärung. Ich nehme aber an, dass auch Martin Endreß über Brücken fährt, Flugzeuge benutzt, in Aufzüge steigt und dann und wann Medikamente einnimmt. Und spielt bei dieser Art von „praktizierter Technikgläubigkeit“ sein Wissen wirklich keine Rolle, dass es selten der Fall ist, dass Brücken zusammenbrechen, Flugzeuge abstürzen, Aufzüge verunglücken oder Medikamente wirkungslos sind? Natürlich hat Endreß Recht, dass es für Laien kein hieb- und stichfestes Überprüfungsverfahren für alle Gelegenheiten gibt, bei denen sie mit den Behauptungen von Experten konfrontiert sind. Aber es gibt offenbar klare Fälle des Gelingens und Scheiterns, von eindeutigen Erfolgen und Misserfolgen, die auch für Laien unmittelbar einsichtig und aussagekräftig sind. Ist ein Vertrauen in bestimmte Experten und ihr Wissen aber erst einmal in dieser Weise fundiert, dann können Laien die Fachkompetenz anerkannter Experten für die Beurteilung auch schwieriger und kontroverser Probleme nutzen.

Ich hoffe, dass bei dieser kleinen Analyse der „Heuristik epistemischen Vertrauens“ zumindest in Umrissen erkennbar wurde, warum es Formen epistemischen Vertrauens gibt, die auf der Basis eines regelbefolgenden Verhaltens „nichtreflexiv“ und „habitualisiert“ sind, und warum die pragmatische Orientierung an solchen Heuristiken selber ein Gebot der Rationalität sein kann. Darüber hinaus sollte der kontextabhängige Übergang zwischen verschiedenen Heuristiken und auch die prinzipiellen Grenzen heuristischer Regeln im Prinzip verständlich geworden sein. Ein solches Verständnis eröffnet die Möglichkeit einer normativen Analyse der Bedingungen, unter denen der Einzelne die besten Chancen hat, die Informationen zu erhalten, die er für ein erfolgreiches Handeln in einem bestimmten Kontext benötigt. Hier kann man etwa von den Diskussionen in der Sozialen Erkenntnistheorie über den epistemischen Wert von demokratischen Institutionen profitieren;¹ eine Fragestellung, bei der auch die von En-

dreß angemahnte „systematische Inventarisierung vorliegender wissenssoziologischer Forschungserträge“ (S. 212) einen Blick über die disziplinären Grenzen nicht erübrigt. Allerdings mache ich mich mit der Frage nach der Verbesserung epistemischer Praxis offenbar einer weiteren Naivität schuldig, indem ich damit „unverkennbar“ dem „Planungsoptimismus früherer Jahre“ verfallende (S. 205). Diese Naivität werde ich mir aber erhalten.

Literatur

- Baurmann, Michael, und Geoffrey Brennan. 2009. What should the voter know? Epistemic trust in democracy. *Grazer Philosophische Studien* 79: 159-186.
 Endreß, Martin. 2002. *Vertrauen*. Bielefeld: transcript.
 Endreß, Martin. 2004. Foundations of trust: introductory remarks on the sociology of trust. In *Trust and social transformation*, ed. Heiko Schrader, 15-30. Münster: LIT.

¹ Vgl. die Beiträge in dem Themenheft von *Episteme* 5. 2005. *Epistemic Approaches to Democracy*, und Baurmann und Brennan (2009).